BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jugend-Bibliothek,

in einer Auswahl

vorzüglicher englischer

Jugendschriften

in deutscher Uebersetzung;

für

Kinder religiöser Erziehung

aus allen Ständen.

VII.

Verlust und Wiederfinden.

Die Wallfahrt der kleinen Anna,

oder: der Rosenzweig.

Esther, oder: die beiden Mütter.

Augsburg, 1852.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

(Gedruckt in deren eigener Offizin.)

1.

Verlust und Wiederfinden.

2.

Die Wallfahrt der kleinen Anna,

oder:

Der Rosenzweig.

3.

Esther,

oder:

Die beiden Mütter.

Drei Erzählungen.

Jugend-Bibliothek.

Auswahl vorzüglicher englischer Erzählungen
für Kinder.

VII.

Augsburg, 1852.

Verlag der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

74 = BK.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Verlust und Wiederfinden.

Im „neuen Walde," in einer Grafschaft von England, bewohnten Johann Hartley und sein gutes sanftes Eheweib Susanne mit ihren zwei Söhnen eine Hütte, die gerade geräumig genug war, sie zu beherbergen.

Wilhelm, der ältere der beiden frischen und muntern Knaben, war im sechsten Jahre, der zweite, Heinrich, ein Jahr jünger. Heinrich war fast so groß, und eben so stark als sein Bruder, aber nicht so geschickt im Lernen und im Auffassen aller Dinge, die er hörte und sah; Wilhelm aber war fast zu rasch und flüchtig, denn er vergaß auch weit schneller als Heinrich, der langsamer und schwieriger lernte; Wilhelms Raschheit war oft Schuld, daß er gerade das Gegentheil von dem that,

was seine Eltern von ihm verlangten; während Heinrich still ihren Wünschen lauschte, bis er sie ganz richtig aufgefaßt, und dann bedächtig, aber auch pünktlich ausführte.

Es verdroß Wilhelm, daß, obwohl er älter war, besser laufen, und wenn er sich Zeit ließ, auch alles besser begreifen konnte, als Heinrich, die Eltern doch öfter seinem Bruder einen Auftrag gaben, oder ihn in die benachbarte Krämerei schickten, um eine Kleinigkeit für sie zu besorgen.

Eines Tages erklärte ihm die Mutter den Grund dieses Verfahrens.

„Wilhelm," sprach sie, „gestern hieltest Du Dich so lange beim Spiele mit den Knaben, die Dir unterwegs begegneten, auf, bis Du ganz vergessen hattest, wozu ich Dich fortschickte, und am Ende ohne den Laib Brod, auf den ich wartete, heimkehrtest."

Wilhelm fühlte sich sehr beschämt, der liebe kleine Heinrich aber zupfte seine Mutter am Rocke: „Können wir nicht beide zusammen gehen, Mutter, fragte er — dann wird Wilhelm nicht mehr zurückbleiben?"

Nie waren Wilhelm und Heinrich glücklicher, als wenn sie im nahen Walde mit einan-

der spielen durften, sich hinter den Bäumen versteckten oder einander nachjagten. Oft belauschten sie dann die niedlichen Dammhirsche, wie sie einzeln oder in ganzen Rudeln umherstreiften; ein paarmal hatten sie auch gesehen, wie mehrere Hunde einem davon nachsetzten, und einmal sogar rannte ein prächtiger Bock, um der Meute zu entkommen, pfeilschnell durch ihre kleine Hütte, sprang über den Gartenzaun und verschwand in einer Richtung des Waldes. Die kleinen Knaben hatten eine große Freude darüber, daß ihn die Hunde nun nicht mehr verfolgen, niederwerfen und tödten konnten.

Beim Spiele ging es nicht immer ohne Streit ab. Wilhelm wollte immer allzu begierig das Wie und Wo beim Spiele bestimmen, und war Heinrich nicht sogleich damit einverstanden, so wurde er heftig und stampfte sogar mit dem Fuße. Heinrich aber stellte ihm gutmüthig vor, es sei doch nicht schön von ihm, immer seinen Sinn durchzusetzen und die Wahl müsse ja doch zuweilen auch ihn treffen; Wilhelm würde, bei ruhiger Ueberlegung wohl einsehen, daß es gewiß an Heinrich sei, dießmal das Spiel zu bestimmen,

nach dem er es schon zwei bis dreimale gethan habe. — Da geschah es denn oft, daß Wilhelm, seine Heftigkeit bemeisternd, zu Heinrich sagte: „Thue, was Dich freut, Heinrich," und Heinrich dann nach Wilhelms Wunsch wählte.

Eines Tages rief die Mutter Wilhelm zu sich und gab ihm einen Auftrag in das Dorf. Heinrich konnte ihn nicht begleiten, denn er war fortgegangen, dem Vater das Essen zu bringen. Gerade am Eingang des Dorfes hielt eine alte Frau einen Aepfelladen. Sie kannte die Knaben des Johann Hartley sehr wohl und sprach oft, wenn sie vorbeikamen, mit ihnen. Heute wie schon einigemal langte sie zwei rothbackige Aepfel hervor und gab sie Wilhelm. Sie sahen sehr lecker aus; er roch daran und der Geruch war äußerst süß; den größern führte er endlich an den Mund, und biß ein Stück davon herunter. Aber während er aß, kam ihm der Gedanke, die Alte habe Heinrich auch einmal zwei Aepfel geschenkt — diesen sehr ähnlich — eben so roth und süß. Heinrich brachte sie heim, und den größern gab er mir, und behielt den kleinern für sich. „Ich kann es ihm nicht mehr nach-

machen, dachte er bei sich selbst, ich kann ihm jetzt nicht mehr den größern geben, weil ich ein so großes Stück davon abgebissen habe, daß er jetzt der kleinere ist; ich kann ihm nur mehr den kleinern schenken." Im Weitergehen verspeiste er seinen ganzen Apfel und sagte, nachdem er fertig war: „Ei, wahrhaftig, der muß doch der Kleinere gewesen sein, sonst wäre ich nicht schon damit fertig geworden. Wie schön, wie frisch, wie rosig dieser ist! Gewiß ist er reifer, als der Meinige!..." Er beroch ihn wieder, drückte ihn zwischen den Fingern und führte ihn an den Mund; dann nahm er ihn wieder weg und rollte ihn von einer Hand in die andere, bald daran riechend, bald die gluthrothen Bäckchen betrachtend. Noch ein paar Minuten, und auch der zweite Apfel war gegessen. — Nun dachte er freilich wieder an Heinrich und das Herz wurde ihm so schwer dabei, daß er weinend nach Hause ging.

„Ach hätte ich nur Heinrichs Apfel nicht angesehen, hätte ich nie gesehen, wie schön er war, und ihn in meine Tasche gesteckt, — Hätte ich nur gleich, als die alte Frau mir die Aepfel gab, an den armen Heinrich gedacht,

so hätte ich ihm den schönsten aufgespart — und jetzt! — wird er gar nichts bekommen!"

Als er so betrübten Herzens an das Häuschen kam, sprang ihm Heinrich entgegen und fragte ihn über seinen Gang aus, Wilhelm gab ihm nur sehr kurzen Bescheid.

„Ach, Du hast ja geweint, Wilhelm?" rief endlich Heinrich, als er dem Bruder in's Gesicht sah, „hast Du etwa Jakob begegnet, dem großen Jungen, der allen kleinern Knaben Püffe gibt, oder hat Dich Pächter Kamp's großer Hund erschreckt?"

„Oh! nein," antwortete Wilhelm; „hätte er auch gebellt, mir wäre nicht bang gewesen."

„Ja doch! aber warum hast Du denn geweint?" fragte Heinrich weiter.

Wilhelm erröthete tief und schwieg einen Augenblick. „Heinrich," sagte er endlich — die alte Obsthändlerin hat mir zwei rothe Aepfel geschenkt."

„Schön" — rief Heinrich freudig — „da hast Du mir einen mitgebracht!"

„Nein — ich habe sie beide gegessen, Heinrich!" sprach Wilhelm traurig. Auch Heinrich schwieg betroffen. Als er aber bemerkte, daß Wilhelm weinte, näherte er sich

ihm und sprach: „Weine nicht lieber Wilhelm, mir liegt nichts an dem Apfel — nicht viel wenigstens, und ein anderes Mal gibt die alte Grethe gewiß mir einen.“

Wilhelm aber war sehr betrübt; er konnte seine Naschhaftigkeit nicht vergessen, bis er seinen Fehler dadurch wieder gut machte, daß er seinem Bruder Nüsse und Kuchen, die er ein andermal von dem alten Weibe erhielt, mitbrachte.

Als die Mutter Wilhelm's Benehmen erfuhr, sprach sie: „Es freut mich, daß Wilhelm seine Naschhaftigkeit bereuete und sich deßhalb hütete, zum zweiten Male naschhaft zu sein. Ihr habt beide gehört und gelernt, daß wir andern thun sollen, was wir wünschen, daß sie uns thun; wir möchten gerne von Andern bedacht und liebreich behandelt seyn, und Antheil haben an allem Guten, das ihnen wiederfährt, und so müssen wir auch gegen sie verfahren.“

Der Herbst war gekommen; die gelben Blätter fielen von den Bäumen, der Wind rauschte durch den Wald und der düstere kalte Winter rückte immer näher heran. Wilhelm und Heinrich aber liebten den Winter trotz

Kälte und Dunkelheit; viele Dinge, die der Winter bringt, machten ihnen Freude. Gerne sahen sie die dunkelgrünen Walddistelsträuche mit glänzenden rothen Beeren bedeckt, auf denen ganze Schaaren kleiner Vögel Nahrung fanden.

Sie freuten sich auch, wenn die kleinen Bäche und Quellen in ihrem Laufe gehemmt — nicht wie im Sommer fröhlich dahin sprudelten, sondern zu festem Eis erstarrten, auf dem sie schleifen konnten, bis sie sich bei noch so großer Kälte durch und durch erwärmten. Auch freuten sie sich, wenn die mit dichtem Reif überzogenen Gebüsche und Bäume in der Sonne glitzerten. Vor Allem aber gefiel es ihnen, wenn Alles weit und breit im weißen Winterkleide erschien, und ihr Vater den Schnee rings um ihr Häuschen wegschaufelte; dann konnten sie nach Herzenslust Schneeballen werfen; oder wenn das Vergnügen erschöpft war, den Schnee aufhäufen und ihm eine menschen- oder hundsähnliche Gestalt geben, wobei Wilhelm nicht selten in seinem Ungestüm seines Bruders sorgfältige Schöpfung wieder zerstörte.

Die Scherze und Unterhaltungen machten

den beiden Knaben den Winter willkommen, denn sie waren noch zu jung und nicht vernünftig genug, einzusehen, daß die Rückkehr dieser Jahreszeit die Mühen und Sorgen ihrer Aeltern vermehrte, der Vater schwerer Arbeit fand, und also auch für ihre Mutter und sie schwerer Nahrung und Kleidung schaffen konnte. Doch waren sie nicht zu klein, um tief betrübt zu werden, als der Vater diesen Herbst erkrankte; die Krankheit herrschte sehr allgemein und unter denen, die sie für lange Zeit in schwere Noth und Sorge stürzte, war Johannes Hartley. Die Kinder bemerkten allmählig, daß die Mutter bläßer und sorgenvoller aussah, die Mahlzeiten wurden immer kärglicher, der Vater saß oft gedankenvoll am Heerde, oder schritt schnell in der Stube hin und her, und versuchte sich arbeitfähig zu zeigen, bis er mit wankenden Knieen und zitternden Händen muthlos wieder niedersank.

Es war Hartley's täglicher Brauch, ehe er Morgens zur Arbeit und Abends zu Bette ging, mit Weib und Kind auf den Knieen Gott, der allein seinen Ausgang und Heimgang, seine Arbeit und Ruhe zu segnen vermochte, anzurufen und Ihm für alles Gute

zu danken. In Trübsal oder Krankheit fügte er stets die Bitte zum himmlischen Vater bei, daß Er sie nach seinem Wohlgefallen, nicht nach ihrem kurzsichtigen Begehren, sondern wie Er es in Seiner Weisheit zu ihrem Besten beschlossen habe, prüfen oder trösten wolle.

Eines Morgens, als sie Alle nach verrichtetem Gebet um den Frühstück-Tisch versammelt waren, wendete sich Johannes seufzend zu seinem Weibe und sprach: „Gott weiß, wie lange ihr noch das tägliche Brod, um welches wir so eben gebetet haben, essen werdet, nachdem es Ihm gefallen hat, mir die Kräfte zu nehmen, die es für euch bisher gewonnen haben."

Bei diesen Worten stellte er das für ihn bereitete Frühstück bei Seite, er konnte es nicht genießen.

„Iß doch einen Bissen, erwiederte Susanne, iß ihn auf deine Wiedergenesung; sei nicht verzagt, guter Johannes, so schlimm es auch jetzt mit uns steht. Gott sorgt für den Sperling auf dem Dache, fuhr sie fort, und legte ihre Hand auf seine Schulter, Er wird uns nicht vergessen."

„Du hast Recht," sagte Johannes, „laß uns

von Herzen sprechen: „Dein Wille geschehe!“ Was könnte uns denn Besseres geschehen? Wir haben bisher wenig Sorgen gehabt, jetzt seh ich sie über uns kommen, und jetzt müssen wir uns erinnern, daß die Hand Dessen, der mir bisher Kräfte gab, für Euch zu arbeiten, und Euch vor Noth zu schützen, mich nun schwach und unthätig gemacht hat, Euch und mir selbst zu helfen. Seid guten Muths, und erwartet Trost und Hilfe von Ihm, wenn Er auch Dir den Gatten, und den lieben Kindern den Vater nehmen sollte, was zu befürchten steht, wenn ich nicht bald besser werde.“

Mit Thränen hörte Susanne diese letzten Worte, und die Knaben, welche des Vaters Meinung nur halb verstanden, weinten, weil sie die Mutter weinen sahen.

„Gewiß, erwiederte Susanne, sieht's der Doktor nicht so schlimm, du wirst besser werden, ja gewiß.“

Ein schleichendes Fieber drückte Hartley's geistige und körperliche Kräfte nieder und benahm ihm alle Eßlust, kein Wunder, daß er sein Uebel für größer hielt, als der Arzt.

„Nun, nun, es mag sein,“ versetzte er,

„aber bald ist mir's schaurig kalt, bald glühend heiß, und die Glieder schmerzen mich sehr, schicke die Buben ein bischen aus und laß mich dort in der Kamin-Ecke niedersitzen."

Susanne hieß die Kinder im Walde dürres Brennholz sammeln, wobei sie nicht umhin konnten, über das Gehörte nachzudenken und zu reden.

„O, wäre ich doch ein Mann!" rief Wilhelm, „dann könnte ich statt dem Vater in die Arbeit gehen, und Samstag Abends Geld heimbringen, wie er, dann würde er nicht mehr klagen, daß er krank ist, und zu Hause bleiben muß."

„Doch würde er nicht gerne krank sein," antwortete Heinrich, „in der letzten finstern Nacht hörte ich ihn aufschreien und zur Mutter sagen, der Schmerz sei gar so groß."

„Ich weiß nicht recht, was Schmerz ist," versetzte Wilhelm.

„Oh! ich weiß es schon! — wie ich mich so arg in den Finger geschnitten habe, that es mir sehr wehe und das war Schmerz!"

„Ach freilich!" rief Wilhelm, „ich erinnere mich, ich habe das Messer vom Sims

herabgenommen; seither haben wir nicht mehr so viel mit Messern gespielt."

„Aber Wilhelm, es wird recht langsam gehen," unterbrach ihn Heinrich wieder, „bis wir solche Arbeiten thun können, wie der Vater."

„Es ist ganz umsonst, darüber nachzudenken; ich wundre mich —"

„Ueber was?"

„Daß es keine Arbeiten für Knaben gibt, für solche Knaben, wie wir sind; — wir fragen den Vater, wenn wir nach Hause kommen."

— „O ja, gehen wir gleich nach Haus und fragen den Vater, womit wir ihm helfen können!" rief Wilhelm rasch.

Während er sich anschickte, schnurstracks nach Haus zu laufen, bückte sich Heinrich nach einem dürren Reise, stand aber nicht wieder auf, sondern starrte regungslos, voll Erstaunen, vor sich auf dem Boden hin.

„Was ist's denn?! eine Kröte, eine Schnacke? ein kleiner Vogel, der noch nicht fliegen kann. — Was ist's doch?!" rief Wilhelm; Heinrich aber konnte auf seine hastigen Fragen nicht antworten: „Sieh da-

her!“ sagte er endlich, — „sieh', was ich gefunden habe! Und da liegt noch mehr!“ Er hielt ihm zwei glänzende Silbermünzen in der einen Hand entgegen und zeigte auf eine dritte und vierte am Boden hin.

„Geld!“ rief Wilhelm, „Geld, das wir dem Vater bringen können!“ Bei diesen Worten warf er sich nieder und suchte emsig unter den Blättern und dem Moose nach, ob nicht noch mehr zu finden sei, — und wahrhaftig — mehr, viel mehr, eine große Anzahl solcher Münzen lag da.

Die Kinder, die schon öfters einen oder einen halben Pfenning besessen hatten — kannten sie gut; es waren aber auch noch viele kleine oder größere Silberstücke, manche so groß als die Pfennige, dabei, endlich fanden sie noch einige gelbe Stücke, so groß wie die Schillinge, wußten aber nicht, daß eines von diesen eben so viel galt, als alles andere zusammen, weil es Gold war. Nachdem sie Alles, was sie finden konnten, sorgfältig gesammelt, beschloßen sie, heimzugehen. In der Nähe des Hauses konnte sich Wilhelm nicht mehr halten und fing an, zu laufen; da er schneller als Heinrich lief und dieser

sich ein paar Male nach einem Pfennig und einem Schilling bückte, war jener der erste an der Thüre. Als Heinrich ankam, lag das Geld bereits im Schoos der Mutter, und er that seines auch dazu; Wilhelm erzählte nun mit hochrothen Wangen und Feuer sprühenden Augen dem Vater mit großer Hast, was alles geschehen war.

„Jetzt, Vater," sagte er am Schlusse seiner Erzählung — „liegt nichts mehr daran, daß Du nicht arbeiten kannst, weil wir das Geld gefunden haben."

Der Vater nahm Wilhelm auf seine Knie. „Mein lieber Junge," sagte er ernst, aber freundlich zu ihm: „das Geld, das ich heimbrachte, gehörte mir und ich konnte es der Mutter und Euch geben, weil ich es mit meiner Hände Arbeit verdient hatte; Ihr aber habt Geld, das Euch nicht gehört, gefunden."

„Was uns nicht gehört?!" schrie Wilhelm voll Schmerz und Verwunderung, und brach in heftiges Weinen aus.

Heinrich hörte ruhiger zu — die Enttäuschung fiel aber auch ihm zu schwer; weinend verbarg er das Köpfchen in dem Schoos der Mutter; als er es wieder erhoben hatte und

Wilhelm ruhiger geworden war, sprach der Vater weiter zu ihnen:

„Denkt Euch, ich hätte an einem Samstag, von der Arbeit heimkehrend, all mein Geld auf dem Wege verloren, und wäre wieder umgekehrt, um es zu suchen, und hätte da einem Mann begegnet, der mir mit größter Freude zugerufen hätte: Ich habe da Geld gefunden, das ich ausgeben will; es wäre aber mein eignes Geld gewesen, und er hätte sich geweigert, es mir zurückzugeben; meint Ihr wohl, er hätte recht gehandelt?“

„Nein“ — sagte Heinrich leise.

„Würde er da nicht das Gebot übertreten haben: Du sollst nicht stehlen?“

„Ja.“

„Ach! aber uns hat niemand aufgehalten, niemand das Geld abgefordert;“ rief Wilhelm rasch.

„Jemand muß es doch verloren haben,“ — versetzte der Vater — „Geld wächst bekanntlich nicht aus dem Boden heraus.“

„Ich hoffe, es fragt Niemand darnach, dann können wir's behalten;“ erwiederte Wilhelm.

„Wir wissen genau, daß es uns nicht ge-

hört, Wilhelm, und wenn wir es daher zu behalten wünschen, begehren wir unsers Nächsten Gut — und es besteht ein Gebot, das uns dieses verwehrt — nicht wahr?"

„Ja," antwortete Heinrich, und Wilhelm sagte es ihm nach.

„Mir liebe Kinder, wäre es herzlich leid, meine 12 Schilling zu verlieren, Ihr hättet dann kaum auf eine Woche zu essen, und gewiß thut es dem, der das Geld verlor, auch recht leid, er ist vielleicht ein armer Mann, der lang darum gearbeitet hat. Vielleicht brachte er es eben seinen hungernden Kindern nach Haus!"

„O, wenn er es nur wieder fände!" rief jetzt Wilhelm, und seine Mutter neigte sich zu ihm herab, und küßte seine rosige Wange.

In des Knaben Phantasie erwachte aber nun eine freundlichere Vorstellung, als alle bisherigen, und freudig bewegt, sprach er: „Vielleicht gehört es Jemand, der noch außerdem recht viel Geld hat, und dieses gar nicht braucht." —

„Der Eigenthümer mag aber reich oder arm sein, so müssen wir ihn doch ausfindig machen. Hätte er auch hundert Stücke mehr,

so würde ihm dieses nichts desto weniger gehören. Gott läßt, nach seinem Wohlgefallen, Manche arm, Andere reich werden, alle aber sollen mit dem zufrieden sein, was sie haben. Jetzt, sorge für's Essen, Susanna — geht und hängt Eure Hüte auf, Kinder!"

Während Susanna das Mittagsmahl bereitete, zählte Johann Hartley das Geld und fand, daß es sich auf nicht weniger, als acht Pfund zehn Schilling belief. Mit größter Aufmerksamkeit sahen ihm die Knaben zu, wie er zuerst die glänzenden Goldstücke, dann die Silbermünzen und endlich die Pfennige in kleine Haufen sonderte.

„Gib mir den Becher dort, da wollen wir's hinein legen, und in den Schrank verschließen. Morgen gehst Du dann nach Lindhorst," so hieß das nächste Städtchen, „und schaust, ob Du nichts von dem Verlust erfährst."

Langsam verstrich der übrige Tag. Die Kinder wollten — nach der bittern Enttäuschung nicht mehr zum Spiele zurückkehren. Der Vater saß am Kamine und stöhnte bei jeder Bewegung auf seinem Stuhle. Die Mutter besserte einige Kleidungsstücke der Knaben

aus, aber hie und da sahen ihre thränenschweren Augen die Stiche nicht mehr.

Doch auch der längste Tag findet sein Ziel. Das Abendessen kam und die Knaben setzten sich zu Milch und Brod. Nach vollendeter Mahlzeit klopfte es. Es überraschte zur ungewohnten Abendstunde. Susanna öffnete, und ein alter Mann mit einem Bündel auf dem Rücken, dem Aussehen nach ein Hausierer, stand vor ihr.

„Darf ich so frei sein, Euch um ein Nachtlager zu bitten?“ sagte er, — „mir ist's gleich, wo ich liege, aber ich kann heute nicht mehr weiter, das Mahl will ich nicht mit Euch theilen, denn Abends kennt mein Magen den Hunger nicht.“

Johannes, der die Rede des Wanderers von seinem Sitze aus gehört hatte, rief ihn in die Stube herein; der alte Mann war schwach und lahm, und, wie leicht zu ersehen war, mehr durch Gebrechlichkeit, als vorgerücktes Alter gebeugt. — Sein Gesicht war bleich, das Haar silberweiß, und sein Blick mild und freundlich.

Unter vielen Dankesbezeugungen trat er ein, legte seinen Bündel auf den Tisch und

nahm den ihm angebotenen Sitz an Johannes Seite ein, weigerte sich aber, das Brod, welches ihm Susanne aus dem Schranke reichte, — es war alles, was sie geben konnte — zu genießen.

„Das ist nicht das erste Mal, daß ich an Euerm Hause vorbeikomme“ — sagte er — „ich reiste diesen Nachmittag nach Lindhorst auf der Schneckenpost, — und betrachtete nach Muße sein niedliches Aussehen, und das fleißig bebaute umliegende Grundstück. Ich dachte mir, daß ich hier freundlich aufgenommen sein würde, weil ich immer gastlichere Leute da gefunden habe, wo der Garten nett und ordentlich aussah — als da, wo alles schlecht bestellt und vernachläßigt schien.“

„Seid Ihr weit gereist?“ fragte Johannes.

„Ich habe einen langen und weiten Weg gemacht; und nie eine mühesamere Tagreise als die heutige zurückgelegt.“

„Warum?“

Der Alte schwieg und blickte nach den Knaben, die seinen großen Bündel neugierig betrachteten — darauf sagte er lächelnd zu ihnen: „Ihr möchtet wohl wissen, was ich da

drin habe — nicht wahr Kinder; wenn Ihr es herbringt, will ich's Euch zeigen."

Die Knaben sprangen schnell auf, faßten den Bündel und staunten über die Last, die der schwache Mann den ganzen Tag zu tragen hatte, der Hausierer ließ sie den Bündel vor sich hinlegen, öffnete ihn, und zeigte ihnen die darin enthaltenen Bücher von verschiedener Größe.

„Ich treibe damit Handel," fuhr er fort — „und suche sie anzubringen, wo ich kann. In den Dörfern gehe ich in's Pfarrhaus, und biete den Geistlichen aus meinem Vorrath an, was für seine Schule taugen mag, und ist er mit meiner Waare zufrieden, so empfiehlt er mich manchmal einem Nachbarn, oder einem Hause, wo Kinder sind. Denn ich habe eine große Menge von Büchern für sie. An einigen Orten finde ich starken Absatz, und gewöhnlich zum zweiten Male gute Aufnahme. Auf solche Weise habe ich schon den größten Theil von England durchwandert, und war gesonnen, auf Weihnachten heim zu kommen."

Er schwieg mit einem tiefen Seufzer.

„Wo seid Ihr zu Hause?" fragte Susanne.

„Wenigstens hundert Meilen von hier“ — antwortete der Alte.

„Ich bin in Cornwallis geboren, nahe bei einem Zinnbergwerke, in dem ich viele Jahre streng gearbeitet habe. Ich habe ein treues, emsiges Weib und fünf wackere Kinder daheim, die gerne für uns arbeiten und sorgen, aber sie haben für sich selbst genug zu schaffen, und so lange ich lahmer und schwacher Greis nachhelfen kann, will ich gern durch die Welt hinken bei Regen und Sonnenschein, so lang mich unser Herr Gott noch fortkommen läßt. Erhält er mich am Leben, wenn ich nimmer gehen kann, dann setze ich mich an unsern Heerd und vertreibe den Kleinen, die, so Gott will, um mich her spielen werden, die Zeit, mit dem reichen Vorrath an Geschichten, die ich mir auf Reisen gesammelt habe.“

„Und warum verließt Ihr Haus und Hof und Geschäft?“ fragte Johann.

„Ein Unfall hat mich unfähig gemacht, meine frühere Arbeit fortzusetzen, und Gottes Barmherzigkeit allein hat mich vor dem augenblicklichen Tode bewahrt und zwar so beschützt, daß ich denen, die ihren Unterhalt von mir erwarten, noch immer eine Stütze bin. Ich

hätte gleich todt bleiben, oder den Meinigen auf Lebenszeit zur Last fallen können, so aber bin ich ihnen noch im Unglück von größerm Nutzen als vorher gewesen und darum denke ich auch jetzt, wenn es schief geht, an Gottes frühern Schutz und vertraue darauf, daß Er Alles nach seiner Barmherzigkeit zu meinem Besten lenkt. Je nun, Frau, Ihr sollt es erfahren, aber die Geschichte ist lang. —"

„Nie gab's einen bessern Mann als meinen Werkmeister. Ich war nicht beim Bergbau selbst, sondern in einem nahen Werke beschäftigt, und mein Herr begünstigte mich vor Andern, sagen sollt ich's freilich nicht, weil er mich als treu und fleißig und mäßig kannte, daher verwendete er mich auch oft, besonders Nachts, zu Arbeiten, die er Andern nicht anvertrauen konnte. Mein Häuschen lag nicht weit entfernt, und meinem Weib und meinen fünf Kindern ging es nach Herzens Wunsch, weil ich selten ohne Arbeit war, und, geschah dieß auch, von meinem Lohn genug erspart hatte, um uns in der Zwischenzeit fortzubringen."

„Eines Nachts gegen zwölf Uhr waren der Meister und ich die letzten in der Werk-

stätte und wollten sie so eben verlassen, als wir in der Richtung seines Hauses eine seltsame Röthe am Himmel bemerkten; blitzesschnell durchzuckte mich der Gedanke, es sei Feuer, ich sah den Meister an, und las dieselbe Befürchtung in seinem Gesichte; unvergeßlich bleibt mir derselbe Ausdruck des Schreckens in seinen Zügen, er hatte ein Weib und fünf Kinder, — seine Familie, all sein Hab und Gut war dort an dieser Stelle! — Wir eilten aus allen Kräften, nach dem Hause zu kommen, Arbeiter in großer Anzahl waren da und zu löschen bemüht. Weib und Kinder standen händeringend und weinend vor den Flammen. „Seid Ihr alle hier?" rief der Vater, athemlos auf sie zulaufend und sank auf die Knie nieder. „Gott sei Dank! laßt das Feuer seine Beute verzehren, — mir ist genug geblieben!" Bei diesen Worten blickte sein Weib, vor Entsetzen außer sich, umher; „Georg, Georg! — Wo ist er?" — rief sie; der Vater sprang todtenbleich auf, und wollte sich im selben Augenblick in die hellodernden Flammen stürzen, sein Kind zu suchen. Doch die Umstehenden hielten ihn zurück und stellten ihm vor, daß das Kind unmöglich

in solcher Feuersbrunst am Leben geblieben sein könne, und er umsonst den sichern Tod finden würde. Ich hörte nicht viel auf ihre Worte, und wollte, von dem Gedanken beseelt, daß es lebe, Alles zu seiner Rettung aufbieten. Ich bahnte mir den Weg in das Haus, noch stand die Treppe, ich drängte mich durch die dichten Rauchwolken hindurch; oben angelangt tönte das Geschrei des Kindes in mein Ohr, ich fand es — es stürzte in meine Arme; — ich wollte zur Treppe hinab, sie war zusammengestürzt; ich rannte von den Flammen verfolgt, zum Fenster; es blieb nichts übrig als hinabzuspringen; ich that es — und fiel mit dem unverletzten Kinde im Arme, zu den Füßen des Vaters hin; der Schmerz betäubte mich, ich ward ohnmächtig." —

Erstaunt und entzückt von dem Muth des Greisen, der sein Leben gewagt hatte, und seine edle That so gering anzuschlagen schien, riefen Johannes und Susanne beide: „Wie konnten sie Euch jemals das vergelten?"

Die Kinder schmiegten sich an die Mutter, und schauten, begierig auf das Ende der Erzählung, dem Alten unverwandt in's Angesicht.

„Nicht mit Thränen und Worten allein dankten sie mir," fuhr er fort — „sie thaten mehr." Sie pflegten mich während einer langen Krankheit, denn ich hatte beim Falle das Bein gebrochen — mit aller Liebe und Hingebung. Der Brand hatte sie in großen Schaden gebracht, sie mußten selbst entbehren, ließen aber doch Weib und Kinder, bis zu meiner Genesung, keinen Mangel leiden. Bald zeigte sich's aber, daß ich ihnen wenig helfen konnte — Ihr sehet selbst, daß ich ein Krüppel bin. Mein guter Meister und sein Weib suchten den Meinigen einigen Erwerb zu verschaffen, brachten meine Tochter in einen guten Dienst und den größern Knaben zu einem Pächter in die Arbeit; das genügte, um uns spärlich fortzubringen; unsere Kost war schlecht, aber wir machten uns nichts daraus. Bald aber fiel mir der Müßiggang sehr schwer; er lastete auf meinem Geiste; langsam schlich ich im Garten herum, war aber, da ich mich nicht bücken und nicht graben konnte, dort unnütz. Die Familie meines Herrn, besonders der kleine Georg, besuchten mich oft; sein Vater hatte ihm die Ursache meiner Lahmheit gesagt, und das Kind liebte mich zärtlich und thut es noch."

Nach einer Pause hub der Alte wieder an: „Endlich fanden mein Herr und der Geistliche des Ortes — der mich während meiner langwierigen Krankheit mit größter Liebe besuchte — und Worte der Belehrung und des Trostes zu mir sprach, die ich, so Gott will, nie vergessen werde — Mittel, mich weit glücklicher zu machen, als ich es je, müßig zu Hause sitzend, sein konnte. Sie kamen einst beide zu mir, und sprachen von dem Ueberdrusse, den sie an mir wahrnahmen und schlugen mir mein jetziges Gewerbe vor. An Geld fehlte es freilich so wie so; sie überwanden aber theilweise die Schwierigkeiten und versahen mich auf meiner Wanderschaft mit dem nöthigen Vorrathe. Von Anfang an war es ein einträglicher Handel, und noch vor 3 Stunden glaubte ich, daß meine heutige Tagreise die ergiebigste sein würde; ich darf Euch trauen; die ehrlichen Augen um mich her zeigen Mitleid mit meinen Bekümmernissen, heute, ich weiß nicht mehr, wann oder wo — verlor ich auf dem Wege mein ganzes Hab und Gut, und entdeckte den Verlust erst, als ich mein Nachtlager erreicht hatte; ich kehrte um, meinen Fußstapfen nachspürend,

und kam bis hieher, wo mich die Dunkelheit überraschte, und meinen weiteren Nachforschungen ein Ziel setzte." —

Während dem Schlusse der Erzählung hatte Wilhelm, der mit weit offnem Munde und Ohren da stand, durch manche ungeduldige Bewegung den Wunsch verrathen, sie zu unterbrechen. Seines Vaters Blicke hatten ihn zurückgehalten, und erst, als der Reisende schwieg, wagte er es, auszurufen: „Vater, darf ich jetzt reden?"

Der Vater nickte bejahend, und Wilhelm näherte sich dem Alten mit glühenden Wangen, und athemloser Begierde:

„Wir haben Dein Geld, armer Greis!" rief er; „weine nicht mehr; es ist in Sicherheit, wir geben es Dir zurück, weil wir wissen, daß es uns nicht gehört!"

Die Mutter hatte indessen den Becher hervorgeholt, und Heinrich, dem sie ihn gegeben, damit auch er Theil an der Freude habe, es dem alten Manne zurückzustellen, schüttete ihn auf den Tisch aus; Wilhelm's Worte und Heinrich's Handlung erfüllten den Greis mit freudigem Erstaunen:

„Ist es aber auch wirklich mein?" rief

er, — „wenn es so ist, so müssen es in Allem acht Pfund zehn Schilling sein!"

„Dann ist es sicher Euer, Herr, denn gerade so viel liegt da vor Euch," sagte Johannes, „ich errieth es gleich; gestern vor Sonnenuntergang haben es die Buben im Walde gefunden, und mir gebracht, damit ich ein reicher Mann werde, aber es freut mich, daß ihre ehrlichen kleinen Herzen es so gerne dem rechten Eigenthümer zurückstellen."

„Dank Euch 1000 mal!" sagte der glückliche Greis, und schüttelte Allen mit thränenden Augen die Hand; „ein neuer Segen, für den ich Gott zu preisen habe!"

Diese Worte erinnerten Johannes Hartley an seine tägliche Uebung; Alle knieten nieder und fleheten um Gottes Schutz während der Nacht, um einen heilsamen, stärkenden Schlaf, und Vergebung ihrer täglichen Sünden. Sie priesen auch Gott für die täglich von ihm empfangenen Wohlthaten. — Dabei gedachten sie mit einer durch die Ereignisse des Tages und die Erzählung des Greises gesteigerten Rührung der Worte im Evangelium: „Darum sage ich Euch: sorgt nicht ängstlich für Euer Leben, was Ihr essen wer-

det; noch für Euern Leib, was Ihr anziehen werdet; betrachtet die Vögel des Himmels, sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und Euer himmlischer Vater ernährt sie doch. Seid Ihr nicht viel mehr als diese?"

Die armen Eltern, die mtt Angst ihrem bevorstehenden Elend entgegensahen, fühlten sich durch die an dem Greise bewährte, göttliche Erbarmung neugestärkt. Die Kinder horchten ernstlich zu; ihre Eltern und der Greis hatten thnen heute Vieles gesagt, was sie verstehen, aber auch Vieles, was sie nicht verstehen konnten; gedankenvoll legten sie sich nieder.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß ich dieses Geld so freudig zurückgeben könnte," — waren Wilhelm's letzte Worte an Heinrich. Im Traum durchwanderten sie Nachts den Wald, sammelten Goldstücke, stelen in Kohlengruben oder betrachteten die mit bemalten Einbänden versehenen Bücher. Sie lachten so laut auf, als sie sich beim Erwachen ihre närrischen Träume erzählten, daß sie die Mutter aufstehen hieß. — Der Greis war eben so früh auf als sie, und nahm mtt gu-

tem Appetit an ihrem Frühstück Antheil; die Ruhe, welche der Freude gefolgt war, hatten Geist und Körper neugestärkt. Gegen die Knaben war er so freundlich und herzlich, daß sie bald gute Freunde mit ihm wurden. Wilhelm erzählte ihm genau, wie sie das Geld gefunden, wie sie es mit Freude als das Ihrige betrachtet hatten, und ihnen der Vater dann erklärt habe, es sei dem nicht also.

Der Alte hörte mit wehmüthiger Theilnahme zu: Darauf rüstete er sich zur Weiterreise: ehe er aber seinen Bündel auf die Schultern nahm, sprach er noch folgender maßen zu seinen Freunden (Hartley hatte ihm nämlich wie einem Freunde, freimüthig sein Leid und seine Krankheit geklagt): „Lebet Alle wohl, Ihr habet christlich und ehrlich an mir gehandelt; und es thut mir herzlich leid, daß ich's Euch nicht vergelten kann; gern überließe ich diesen guten Kindern meinen ganzen Verdienst; die Pflicht gegen Weib und Kind, deren Unterhalt mir obliegt, gestattet mir's aber nicht. Da sie mir jedoch das Ganze gerettet haben, so gebührt Ihnen wenigstens ein Theil davon."

Bei diesen Worten legte er zwei glänzende

halbe Kronen auf den Tisch, keine unbedeutende Gabe für einen so armen Mann. Wilhelm und Heinrich klatschten in die Händchen vor Freude.

Der arme Alte! Er hatte ein dankbares Herz gegen Gott, seinen himmlischen Vater, und gegen seine Nebenmenschen, die die Vermittler himmlischer Segnungen für ihn waren.

Johannes und Susanne drangen in ihn, sich doch einer so großen Summe nicht zu berauben, aber vergebens, er bestand darauf, und wiederholte nur den Wunsch, ihnen das Ganze überlassen zu können. Beim Abschied sprach er Johannes Muth ein. Kaum hatte sich aber sein Gast entfernt, so gestand der arme Vater, daß er sich weit übler, als gestern fühle, und wieder niederlegen würde, wenn Susanne einen der Knaben nach dem Arzte schicken, und ihn bitten lassen wolle, bei ihm nachzusehen. Die Kinder machten sich gleich auf den Weg, glücklicher Weise aber kam der Doctor am Morgen eben vorbei; er erklärte den Vater für sehr krank, verschrieb eine Arznei und versprach, wiederzukommen.

Die Knaben waren entzückt, als sie berechneten, daß das ihnen geschenkte Geld mehr

als ein halber Wochenlohn, ihren Eltern vom größten Nutzen sein würde! Bei dieser Hilfe blieb es aber nicht stehen. Es sollte noch besser für sie gesorgt werden.

Am andern Tag ging es mit John Hartley nicht besser. „Wie stürmisch und unruhig war es heute Nacht," sagte er zu Susanne, „ich konnte kein Auge zuthun. Jetzt hat der Wind sich gelegt, und es fängt zu regnen an. Wir können die Kinder nicht ausschicken; sie müssen zu Hause bleiben."

Kaum hatte Heinrich dieß gehört, als er die Bücher, welche der Hausirer ihnen geschenkt, hervorholte, Wilhelm beim Röckchen zupfte, und ihn zu dem Schemelchen, ihrem gewöhnlichen Sitze, hinzog: „Laß uns die Bilder ansehen und die Geschichten lesen, so gut es geht," sagte er.

Die Mutter war unterdessen am Feuer beschäftigt Habergrütze zu kochen; da klopft es plötzlich an der Thüre. „Wer kann das sein?" sagte Susanne, und öffnete. Eine Dame, in einen großen weißen Shawl gehüllt, der den heftigen Regen abzuhalten schien, stand vor ihr. In der Hand trug sie ein zugedecktes Körbchen. Susanne bedauerte sie,

sie so im Regen stehen zu sehen, und lud sie freundlich ein, hereinzutreten.

„Gerne folge ich, wenn dieß Hartleys Hüttchen ist," sagte die Dame mit so lieblicher, gütiger Stimme, wie sie Susanne früher nie gehört.

„So ist es, gnädige Frau."

„Euer Mann ist recht krank, nicht wahr?"

„Ja, gnädige Frau," erwiederte Susanne, voll Erstaunen, daß die Fremde so viel um sie wußte.

„Und Ihr" — sprach sie zu Wilhelm und Heinrich, deren Blicke sich vom Buche zu ihr erhoben hatten — „Ihr seid die nämlichen kleinen Knaben, die gestern das Geld des armen Hausirers im Walde sammelten?" Bei diesen Worten machten die Kinder große Augen und die Dame lächelte.

„Nun so muß ich Euch wohl sagen, wie es zuging, daß ich von Euch so viel weiß," fuhr sie fort. „Gestern gegen 3 Uhr kam ein alter lahmer Hausirer mit einem Bündel auf dem Rücken zu mir, und bat mich, seine Bücher anzusehen. Während unseres Gespräches erzählte er mir sein gestriges Mißgeschick, und die glückliche Fügung, welche

sein Geld in so ehrliche Hände brachte, und drückte den Wunsch aus, Euch aus der Verlegenheit zu helfen. Ich nahm mir also vor, Euch heute zu besuchen und Einiges zur Erleichterung mitzubringen." Darauf nahm die Dame einen sehr leckeren Pudding, und Brustthee aus ihrem Korbe, und erkundigte sich mit solcher Güte und Freundlichkeit nach dem Uebel des Vaters, daß sie Susanne und ihren Kindern bald nicht mehr fremd war. Aus ihren Fragen ging hervor, daß ihr viel daran lag, zu wissen, wie sie ihren Eltern am besten helfen konnte. Susanne antwortete sehr bescheiden; sie und Johannes verlangten nichts, und sie waren nicht gewöhnt, außer ihrem Arbeitslohn, der sie in gesunden Tagen vor Noth schützte, Etwas zu begehren.

Die Dame tröstete sie auf jede Weise, und auch sie fühlten beim Abschiede, daß sie eine Freundin gefunden hatten, die sie nicht vergessen würde. Das bewährte sich auch. Sie kam bis zu Johannes völliger Genesung häufig wieder, und brachte Vieles, theils an Arznei, theils an Speisen, was ihn sehr erquickte. Als er wieder zu arbeiten im Stande war, ließ sie ihn in ihr 2 Meilen weit entlegnes

Haus kommen, und sagte ihm, daß ihres Mannes Verwalter ihn als Taglöhner auf ihrem Gute verwenden, und ihm, so lange er ihn zufrieden stelle, Beschäftigung geben könne. Johannes konnte keine Worte des Dankes für ein so großes Glück finden. Wilhelm und Heinrich mußten täglich in die dortige zwar etwas entfernte Dorfschule kommen. Ihre Eltern willigten gerne ein, weil sie bisher durch ihre weit im Walde entlegene Wohnung dieses Vortheiles beraubt waren.

Seit dieser Zeit segnete Gott diese Familie mit Gesundheit. Die Kinder wuchsen in den Grundsätzen strenger Redlichkeit, die ihre Eltern ihnen eingepflanzt hatten, auf, waren fleißig und traten später auch in den Dienst des vortrefflichen Herrn Sidney, dem ihr Vater sein Glück verdankte.

Susanne aber fand in Mrs. Sidney, der gütigen Frau, deren ersten Besuch wir so eben beschrieben haben, eine treue Freundin in gesunden und kranken Tagen.

Die Wallfahrt der kleinen Anna oder der Rosenzweig.

In einer gebirgigen Gegend des südlichen Englands stand vor mehreren Jahrhunderten eine Kapelle zu Ehren der heiligsten Jungfrau, welche der vielen dort erhaltenen Gnaden wegen lange Zeit die Zuflucht zahlreicher Pilger war. Ein kleiner Weiler lag dicht am Fuße des Hügels, dessen Gipfel das Kirchlein krönte; und eine halbe Meile tiefer im Thale stand eine einsame Hütte, welche von einer Wittwe mit ihrem einzigen Kinde bewohnt wurde.

Frau Magdalena hatte einst ihr gutes Auskommen in der Welt gehabt, und sich auch seit dem Tode ihres Mannes durch Handarbeit redlich fortzubringen gesucht; eine schwere Zeit aber war über sie gekommen. Zu An-

fang des Winters hatte sie ihre einzige Kuh verloren, und in den Frühlingsmonaten war sie an einem Zehrfieber erkrankt, von dem sie erst zur Zeit, wo unsere Erzählung beginnt, zu genesen anfing. Ihre zitternden Hände waren noch zu schwach zur Arbeit, ihre Mittel fast erschöpft; mit einem Seufzer gab sie ihrer kleinen Tochter den letzten Kreuzer, um Alles, was sie an Lebensmitteln für das Geld im Dörfchen bekommen könnte, zu kaufen.

Anna wußte wohl, daß der Beutel ihrer Mutter leer sei, aber sie hütete sich, im Dorfe etwas davon zu sagen, weil sie besorgte, es möchte wie Bettelei aussehen, was ihre Mutter, in ihrem ehrbaren Stolze, sie stets als etwas Schmachvolles zu betrachten gelehrt hatte.

Sie lief aber nicht frisch und munter wie in glücklicheren Tagen nach Hause, sondern ging langsam und nachdenklich einher, mit hundert verschiedenen Plänen zur Unterstützung ihrer Mutter beschäftigt; schon müde und erhitzt, lange ehe sie den halben Weg zurückgelegt hatte, verließ sie den Fußpfad, um an einer Quelle, die im nahen Felde hervorsprudelte, zu trinken. Die Quelle beschattete

ein Hagedornbaum, der in voller Blüthe stand, so daß das Wasser sich immer frisch erhielt; Annchen nahm die Schale, die zum Gebrauche der Reisenden an einer Kette befestigt war, und wollte sie eben an die Lippen führen, als sie beim Tone einer nahen Stimme zusammenfuhr; sie sah sich um und erblickte einen Mann, dessen Angesicht fast gänzlich durch einen Pilgerhut verhüllt war, auf der steinernen Bank, die den Schleedorn umgab.

„Wolltest Du mir nicht auch einen Trunk reichen, Kleine?“ fragte dieselbe helle freundliche Stimme wieder. „Ich bin auch recht matt, und habe den Becher da nicht gesehen, sonst würd' ich Dir die Mühe ersparen.“

„Guter Pilger, 's ist keine Mühe dabei,“ sagte die kleine Anna, indem sie sogleich die Schale von der Kette löste, auswusch, wieder füllte und dem Reisenden, welcher sie auf einen Zug leerte, darbot.

„Und was hast Du in dem Körbchen da — mein holdes Kind,“ fragte er, und blickte neugierig auf das Körbchen, welches Anna auf die Seite gesetzt hatte, um ihm den Trunk zu reichen.

„Nur etwas Brod" — antwortete sie zaudernd.

„Nur etwas Brod?" wiederholte der Fremde. „'s ist kein übles Ding um's Brod; Du mußt wissen, daß ich seit gestern Abend mein Fasten nicht gebrochen habe, und ein Stück dieses Brodes würde mir wahrhaft köstlich schmecken!"

„Seit gestern nicht!" rief Anna — „da müßt Ihr sehr hungrig sein! Bitte" — hier hielt sie inne, bis über die Stirne erröthend — denn es fiel ihr bei, daß vielleicht dieses das letzte Brod sei, das sie ihrer Mutter bringen könne; „ich habe nicht das Recht, das Abendbrod meiner Mutter zu verschenken" — dachte sie — „dazu ist sie schwächlicher als der Pilger, und der Nahrung noch bedürftiger: aber, meinen Theil gebe ich ihm!"

Indessen hatte sie den kleinen Brodlaib hervorgesucht, ihn in zwei Stücke getheilt, und das geringere dem Pilger gereicht, der es auf zwei bis dreimal verschlang. Das arme Annchen sah ihr Abendbrod mit getheilten Gefühlen der Freude und des Schmerzes verschwinden; da sie sehr hungrig war, konnte sie nicht umhin, etwas verdrießlich zu werden, fühlte

aber auch eine große Befriedigung in der etwas beschwerlichen Erfüllung eines Werkes der Nächstenliebe, denn sie wußte wohl, daß diese zwar immer gut, dann aber vortrefflich ist, wenn wir entbehren, um Anderen zu geben.

Sie wischte also die hervorbrechenden Thränen aus ihren Augen, unterdrückte den aufsteigenden Seufzer in ihrer Brust, und als der Fremde fertig war, und ihr für ihre Barmherzigkeit dankte, war sie im Stande, ihm lächelnd zu versichern, daß es recht gerne geschehen sei.

„Und jetzt, gutes Kind, willst Du all' Deinen Liebesdiensten noch den beifügen, mir den kürzesten Weg in die Marienkapelle dort oben auf dem Hügel zu zeigen?" fragte er.

Annchen verneigte sich ehrerbietig, und fühlte sich doppelt glücklich, ihr Abendbrod einem heiligen Manne gegeben zu haben, der sich zu einer Wallfahrt in das liebe Kirchlein ihres heimathlichen Ortes verpflichtet hatte; sie konnte die Frage nicht unterdrücken, ob er eine Wallfahrt hierher gelobt habe?

„Ja, ich komme vom fernen Norden," sprach er, das Haupt andächtig neigend, „um hier der Himmelskönigin an diesem Gnaden-

orte für große Wohlthaten zu danken, die mir ohne Zweifel durch ihre Fürbitte bei ihrem Sohne zu Theil geworden sind."

„Vom fernen Norden — vielleicht kennt er Gräfin Emmeline," dachte Anna bei sich selbst, aber sie fürchtete, er möge sie für vorlaut halten, wenn sie ihn darüber befrage; und sagte deßhalb nur:

„Der nächste Weg in die Kapelle geht quer durch die Wiese, und führt Euch dann eine Hecke entlang, an deren Ende ein tiefer Fluß ist, über welchen eine hölzerne Brücke geht. Dann liegt der Weg gerade vor Euch, Ihr könnt ihn nicht verfehlen!"

„Danke Dir; jetzt sage mir, wie Du heißest, und wo Du wohnst," sprach der Pilger, „damit ich Dich morgen aufsuchen, und mich für Deine Freundlichkeit gegen einen armen Pilger bedanken könne."

„Meine Mutter nennt sich Frau Magdalena, wir wohnen ganz am Ende des Thales; wenn Ihr die Leute im Dorfe fragt, werden sie's Euch schon sagen, denn Jedermann kennt Frau Magdalena's Hütte," war Anna's Antwort.

„Ganz recht, Gottes Segen sei mit Dir,

mein Kind! Morgen seh' ich Dich wieder," sprach der Pilger, ergriff seinen Stab und schritt rasch durch die Wiese hin. Anna sah ihm eine Zeitlang nach und ging dann langsam heim. Frau Magdalena war aus Mangel an Nahrung sehr erschöpft. Ein Stückchen Brod erquickte sie und da Anna wußte, daß sie kein Abendessen zu erwarten habe, (denn das übrig gebliebene Brod bewahrte sie für das morgige Frühstück der Mutter), war sie froh, zu Bette zu gehen, und ihren Hunger in süßer Nachtruhe zu vergessen. Aber sie konnte heute nicht einschlafen; immer besann sie sich auf Mittel und Wege, das nöthige Geld für das Mittagessen des nächsten Tages aufzutreiben. „Ach hätte die Mutter nur die Arbeit fertig machen können, die sie vor ihrer Krankheit angefangen hat; oder könnte ich's thun, aber die Leute sagen — ich sei zu klein, um es schön zu machen!" Und alle Pläne scheiterten am traurigen Gedanken, daß ihre Mutter noch zu schwach, und sie noch zu jung zur Arbeit sei! Denn Anna zählte damals erst acht Jahre.

„O gute Mutter im Himmel!" seufzte sie endlich, „Du hast den Pilger, den ich heute

traf, erhört; Du wirst auch uns sicherlich nicht verhungern lassen! Gewiß gelobte er aber zuerst eine Wallfahrt zu ihrem Kirchlein" — dachte sie weiter. — „Und was hindert mich daran?" rief sie plötzlich vor Freude laut aus. Der Ton ihrer Stimme störte die Mutter im Schlafe; und Annchen verhielt sich also ganz stille und dachte weiter. „Jeder bringt eine Gabe zum Altare; und ich habe nichts zu geben!" Das war sehr traurig; Anna war wieder auf dem Punkte, in Thränen auszubrechen, aber ein köstlicher Einfall tröstete sie schnell:

„Ich will meine schönen Rosen pflücken! sie werden mindestens zur Zierde des Altares beitragen, freilich werd' ich dann für Gräfin Emmelinen's Hochzeit keine haben, aber es thut nichts; die heiligste Jungfrau muß vor ihr bedient werden, und wenn ich recht bete, ist sie gewiß so gut und gibt uns, was wir brauchen! Denn ich weiß ja, daß unsere himmlische Mutter uns noch mehr liebt als irgend eine Mutter auf Erden!"

Voll Hoffnung und Freude, begann Anna ihren Rosenkranz zu beten, und fiel während des Gebetes in süßen Schlaf. Die Sonne

schien hell durch die Fenster der Hütte, als Anna des anderen Morgens erwachte; die Begierde, ihr Vorhaben der Mutter mitzutheilen, ließ sie beinahe darauf vergessen, daß sie kein Frühstück zu erwarten habe. Armes Kind! Sie hatte ihre gestrige Handlung verschwiegen aus Sorge, die Mutter möchte sie nöthigen, das Brod mit ihr zu theilen, und nun reichte sie ihr, ohne einen widerstrebenden Gedanken, das letzte Stück und sprach nur immer von ihren Hoffnungen, durch eine Wallfahrt zur Kapelle Hülfe zu erlangen. Der Mutter gefiel ihre Andacht zur heiligsten Jungfrau, und sie versprach — wenn ihnen geholfen würde — die Kapelle zu besuchen, sobald ihre Kräfte es gestatteten. Anna eilte fröhlich in den Garten — die Rosen ihres einzigen geliebten Strauches zu pflücken. — Es war noch sehr früh im Jahre, so daß meist nur kleine Blätter und Knöspchen daran zu sehen waren; ein Zweig jedoch, auf der Sonnenseite, war mit Blüthen bedeckt, und beugte sich buchstäblich unter der Last seiner süßduftenden Schätze bis auf den Boden herab. Anna seufzte leise beim Gedanken, wie leer ihr lieber Rosenstock ohne diese schönste Zierde

aussehen würde ; rasch und muthig schnitt sie dennoch den Zweig dicht am Stamme ab, und schlug hastigen Schrittes den Weg zum Hügel ein. Sie mußte aber über denselben Fluß, den sie gestern dem Pilger bezeichnet hatte. Die kleine Brücke war sehr schmal, und noch schlüpfrig vom nächtlichen Regen; sie hätte deßhalb sehr vorsichtig gehen sollen: statt dessen aber lief sie rasch darüber hinweg, wie sie schon oft gethan. Gerade am andern Ende des Steges glitt ihr Fuß aus, sie streckte schnell die Hand empor, wie man zu thun pflegt, um sich vor dem Falle zu schützen. Es war die Hand, in welcher sie den Rosenzweig hielt; im selben Augenblick war ihr dieser entfallen und schwamm schon den Fluß hinab.

Anna wollte ihm nachspringen, ihn um jeden Preis wieder zu erhaschen; aber bald besann sie sich eines Bessern, denn sie wußte, daß der Fluß tief und reißend sei. Sie begnügte sich also damit, hart am Wasser hinabzulaufen, in der Hoffnung, daß irgend ein Zufall den Zweig an's Ufer treiben werde; aber er blieb mitten in der Strömung, dem stärksten Zuge des Wassers folgend, und nachdem er öfters verschwunden und wieder empor

getaucht war, hielten ihn endlich einige Dornensträuche auf einer kleinen Insel fest, in hoffnungsloser Entfernung von dem Ufee, auf dem Anna stand. In ihrer Verzweiflung beobachtete sie eine Zeitlang, wie er mit den Wellen kämpfte, die jeden Augenblick drohten, ihn den schwachen Aestchen zu entreißen, welche ihn gefangen hielten. Der Gedanke an Gräfin Emmeline, an ihren beraubten Rosenstrauch, an ihre unterbrochene Wallfahrt und ihre darbende Mutter, fiel schwer auf ihre Seele; die arme Kleine war auch müde und hungrig, sonst hätte sie vielleicht doch nicht so bitterlich über den Verlust ihrer Gabe für den Marienaltar geweint.

„He! He!" rief eine Stimme dicht hinter ihr. Der Pilger stand an ihrer Seite. „Warum weinst Du, meine kleine Freundin, an einem so schönen Frühlingsmorgen?" und er faßte ihre Händchen, welche noch von den Thränen benetzt waren, die sie sich bemühte, zu trocknen.

„Ach!" schluchzte Anna, „ich weine wegen meinen Rosen." —

„Rosen! — ein schöner Grund zu so bittern Thränen!"

„Grund genug; — denn sie waren das Einzige in der Welt, was mir gehörte."

„Dann sollen sie sicher nicht verloren sein."

Bei diesen Worten warf der Pilger seinen Rock ab, und sprang in den Fluß; jung und kräftig schwamm er schnell und gerade in der Richtung des Zweiges.

Anna zitterte bei dem Gedanken, daß er sein Leben ihretwegen gewagt habe, bis sie ihn, zu ihrer unbeschreiblichen Freude, mit einer Hand schwimmend, in der andern die Rosen emporhaltend, zurückkommen sah. Aus ihren leuchtenden Blicken strahlte ihm ihr Dank entgegen, als er ihr dieselben überreichte, sie dünkten ihr jetzt schöner als je, besprengt mit den klaren Wassertropfen, die wie funkelnde Steine an ihren rothen Blättern hingen.

„Wie glücklich, daß ich Dir begegnete," sprach der Pilger; „ich ging eben zu Deiner Mutter, um Euch für das gestrige Abendbrod zu danken; sonst wär' ich Dir nicht in den Weg gekommen. Und was gedenkst Du jetzt mit Deinen kostbaren Rosen zu thun?"

„Ich trage sie in die Marienkapelle," erwiederte Anna.

„Gott mit Dir, mein Kind! Du bist zwar

noch jung zu einer solchen Wallfahrt. Was möchtest Du von der heiligen Jungfrau erlangen?"

Anna ließ das Köpfchen hängen und erröthete; aber sie sprach immer die Wahrheit; deßhalb sagte sie mit leiser Stimme: „Ich wünschte die heilige Jungfrau, möge mir und meiner Mutter heute ein Mittagessen schicken, wenn es Gottes Wille ist."

„Guter Gott! Ihr leidet Noth," rief der Pilger; „aber Du hast mir ja gestern Dein Abendbrod gegeben."

„Nur meinen Theil," sagte Anna zögernd; „ich behielt den Antheil meiner Mutter, weil sie krank ist, und ich sagte ihr nichts davon; sonst hätte sie mir vom Ihrigen gegeben."

„Armes Kind! mehr im Scherz als im Ernst verlangte ich das Brod; aber komm mit in's Dorf, Du sollst auf der Stelle ein Frühstück haben."

„Wenn's Euch gefällig ist, möchte ich lieber ein Mittagessen für meine Mutter."

„Beides, mein Kind, sollst Du haben, komm schnell mit!"

Aber Anna verfolgte beharrlich den Weg zur Kapelle, und sagte:

„Laßt mich zuerst der Mutter Gottes für die Erhörung meiner Bitte danken, und Ihr meine Rosen bringen, welche verwelken würden, wenn ich jetzt umkehrte, um zum Frühstück zu gehen."

„Nun so gehe ich mit Dir, und helfe Dir auf den Hügel hinauf," sagte der Pilger.

„Aber Ihr seid so durchnäßt; wollt Ihr nicht in die Hütte gehen und Euch trocknen?"

„Ich bin jetzt zehn Jahre im Kriege gewesen, mein liebes Kind," erwiederte er lächelnd, „und bei einem Soldaten kömmt es auf einen Sprung in's Wasser nicht an."

Er nahm Anna bei der Hand, die ihn schon lieb gewonnen hatte, und auf dem Wege wurden sie vertraute Freunde. Sie erzählte ihm von dem Tode der Kuh, von der Krankheit ihrer Mutter, den Rosen, die sie für Gräfin Emmelinens Hochzeit bestimmt hatte, deren Vater Graf Montfort, Herr der halben Umgegend sei, und endlich von ihren Hoffnungen, durch ihr bescheidenes Opfer von der Mutter Gottes Hülfe zu erlangen.

„Und warum hast Du das Alles nicht Gräfin Emmelinen gesagt?" sprach der Fremde.

„Weil sie immer im Norden wohnt, und

erst in einigen Tagen mit ihrem Vater, der vom Felde zurückgekehrt ist, hierher in das Schloß kömmt, um ihre Vermählung mit Graf Mowbray zu feiern."

Der Pilger lächelte, und war eben im Begriffe zu sprechen, als sie vor dem Gitter der Kirche angelangt, mit ehrfurchtsvollem Schweigen eintraten. Viele Leute knieeten betend rings um den Altar, eine so alltägliche Erscheinung, daß Anna, ohne darauf zu achten, zuerst ihre Rosen zu Füßen des Marienbildes befestigte, dann niederknieete, und andächtig ihren Rosenkranz zu beten anfing.

Der Pilger hatte indessen einen der Männer hinausgerufen und einige Worte mit ihm gewechselt; hierauf knieete er geduldig neben Anna hin, bis sie ihren Rosenkranz beendet hatte, und verließ dann mit ihr die Kirche.

Groß war Magdalenens Erstaunen, ihr Töchterchen mit einem Fremden zurückkommen zu sehen. Als Anna ihr die Geschichte des Rosenzweiges, und der Fremde die des letzten Abends erzählte, traten Thränen in ihre Augen.

„Guter Gott, das Kind hatte kein Abendessen," rief sie.

„Ja wirklich," sprach der Pilger, „und da

sie sich meinetwegen dessen beraubt hat, finde ich mich verpflichtet, ihr ein Frühstück zu geben. Als wir eben hier eintraten, sah ich meinen Knecht mit dem Korb uns nachkommen; ich will doch sehen, was er uns mitbringt."

Anna traute ihren Augen kaum, als die Thüre sich öffnete und eine Schaar bewaffneter Männer und Reiter, in schönster Ordnung vor der Hütte aufgestellt, den Pilger sogleich als ihren Herrn begrüßten. Ein beladenes Maulthier stand in ihrer Mitte, die Vorräthe, welche es trug, wurden sogleich in das Haus gebracht, und Anna versicherte ihren Freund, daß er sie mit mehr Speise versorgt habe, als sie und ihre Mutter in einem Monate verzehren könnten. Der Pilger bediente Frau Magdalenen mit eigner Hand, hieß dann Anna neben sich sitzen und ein köstliches Frühstück mit ihm theilen. Er gab sich jetzt den erstaunten Zuhörern als Graf Mowbray zu erkennen. Die Leute in der Kapelle, so sagte er, seien seine Dienstmannen gewesen, die er hierher beschieden, weil er sich vorgenommen habe, die gelobte Wallfahrt zu Fuß zu vollbringen. Gräfin Emmeline sei heute Abend im Schlosse

erwartet, und er werde ihr die Geschichte Anna's und ihrer Rosen sogleich erzählen.

Frau Magdalena hatte Zeit, sich zu erholen, und der Rosenstock bedeckte sich wieder mit Blüthen, ehe Emmelinens Vermählungstag herankam. Am Tage der Feier war Anna bei den übrigen Mädchen des Dorfes, welche vor dem Brautpaar Blumen streuten, und am Gitter der Kirche überreichte sie ein Körbchen voll der herrlichsten Rosen der Braut, die sie lächelnd annahm, während Mowbray Anna zuflüsterte: „Komm heute Abend mit Deiner Mutter in die Kapelle."

Anna erschien pünktlich; bei Sonnenuntergang trat sie mit ihrer Mutter in das Kirchlein, und legte den schönsten Rosenzweig, den sie eigens hiezu aufbewahrt hatte, auf den Altar. Sie wußte, daß Mowbray und seine Braut in der Kapelle seien, aber sie sah sich nicht um, bis eine zarte Hand ihre Schulter berührte, worauf sie und ihre Mutter Gräfin Emmelinen zur Kirchenthüre folgten. Emmeline sprach ihren Dank aus für die Barmherzigkeit, die sie an einem armen Pilger geübt, indem sie ein Körbchen voll Rosen in ihre Händchen niederlegte, Mowbray aber eine schwere Geldbörse unter die Blumen gleiten ließ.

„O Mutter!“ rief Anna, „hier ist Gold genug, um eine neue Kuh zu kaufen.“

„Nein, nein,“ sprach Mowbray, „mit diesem Gelde sollt Ihr keine Kühe kaufen, denn Ihr werdet deren zwei auf dem Felde hinter Eurem Häuschen finden. Du mußt das Geld zu etwas Anderem verwenden, die Börse aber zum Andenken an das Abendbrod, das Du mir bei der Quelle gabst, immer behalten.“

Anna richtete einen dankbaren Blick auf ihre Wohlthäter, und einen noch innigeren gegen den Himmel. Leise sprach sie zu ihrer Mutter:

„Ach! wie gut ist doch unsere himmlische Mutter! wir brachten ihr nur einen Rosenzweig dar, und sie hat uns all das Gold geschenkt.“

„Du hast Recht, mein Kind!“ versetzte Gräfin Emeline, „Maria erhörte Dein Gebet und gab uns den Wunsch ein, Euch zu helfen. So geht es Allen, die sie verehren; nicht umsonst hat ein großer Heiliger gesagt: „„es ist niemals erhört worden, daß Maria Jemanden verlassen hätte, der zu ihr seine Zuflucht genommen hat.““

Esther,

oder

die beiden Mütter.

Erstes Kapitel.

Der Spielplatz.

Meine Erzählung hat sich nicht erst heute zugetragen; sie spielt in einem Kloster „unserer lieben Frau von Zion" genannt, welches im Jahre 1637 in der Straße **la rue des Fossées St. Victoire** zu Paris stand, und dessen Nonnen regulirte Chorfrauen des reformirten Ordens St. Augustins waren, und zwar englische Nonnen, denen es zu jener Zeit nicht erlaubt war, in ihrem eigenen Lande zu leben. Eines Tages, als die Mädchen, welche dort erzogen wurden, eben auf den anstoßenden Plätzen zum Spiele vereinigt waren, ertönte die einen Besuch ver-

kündende Glocke, und ihre hellen Töne hatten bald das lärmende Volk, in noch lauteren Aufruhr gebracht.

„O wenn's der Vater wäre!“ sagte die Eine, „die Mutter, der Bruder, die Schwester, die Tante, oder der Onkel!“ riefen die Andern Alle, und Aller Augen waren auf das Thor des Spielplatzes gerichtet, und jedes Ohr gespannt, den Namen zu hören, der das Herz irgend eines der jungen Mädchen mit Freude erfüllen würde. Nur eine von ihnen erwartete kalt und gleichgiltig, ob sie oder eine ihrer Gefährtinnen gerufen würde. Ihre Haltung verrieth keine Bewegung, in ihren großen schwermüthig dunkeln Augen war keine freudige Hoffnung zu lesen, und als die Schwester ihren Namen nannte, gab ihr mattes Lächeln weder Freude noch Leid zu erkennen. Als ihr Name Esther von den Lippen aller Andern wiederhallte, zog sie langsam ihren Arm aus dem des jungen Fräuleins Anna Fleuchère, eines ebenso lebhaften, raschen und unüberlegten Mädchens, als Esther ruhig, gleichmüthig und gesetzt war — und ging so gleichgiltig hinweg, als sollte sie zu Bette gehen.

„Welch' seltsames Mädchen, diese Esther!" sagte Angelika Farbar, deren Vater ein reicher Seidenhändler und Probst der Seidenweber in Paris war, „nichts bewegt, nichts belebt sie, nichts macht ihr Freude."

„Ihr würdet das nicht sagen, wenn Ihr sie Abends und Morgens beten sähet, wie ich" — erwiederte die Tochter des Statthalters von Paris, dieselbe, auf deren Arm sich Esther gelehnt hatte. „Aber, um zur Sache zu kommen, wer fragte nach ihr im Sprachzimmer?" hob verächtlich Stephanette von Chambry an, die reiche Erbin von Chambry, deren Onkel der Marquis, Kämmerling des Königs war, „ist es Gasparde Dupré, die Hexe von **la rue copeau**?"

„Wenn dieses Weib ihre Mutter wäre!" bemerkte Fleurie, die Tochter Vitry's, des Hauptmanns der königlichen Garde, der den Concini tödtete, als er auf dem Wege zur Königin Marie von Medicis über den **pont dormant** ging, welchen man vor dem **pont levis du Louvre** überschreiten muß."

„Ihre Mutter!" wiederholte Angelika, „wie könnte Gasparde ihre Mutter sein! Sie ist hundert, und Esther vierzehn Jahre alt!

sie könnte eher ihre Großmutter sein, obwohl dies auch schwerlich möglich wäre, denn Gasparde ist arm; sie gaben ihr neulich drei Batzen, um sich aus Karten wahrsagen zu lassen; sie geht in Lumpen, Esther aber hat Alles, was sie braucht; nicht allein ist sie so wohlhabend als wir, auch ihr Schnürleib hat so gut Fischbein als die unsrigen, sie geht nie ohne Steifrock aus, Gasparde schmeichelt all' ihren Launen; im vorigen Monat brachte sie ihr eine Uhr, die sie ihr an einer schweren Kette um den Hals hing."

„Das Alles nimmt mich nicht Wunder," sprach Stephanette, „wenn ihre Mutter eine Hexe ist."

„So — Ihr glaubt an Hexen?" sprach Anna.

„Ich habe genug Beweise dafür" — erwiederte Stephanie, „meine Amme versicherte mich, daß der Teufel im Jahre 1615, wo ich geboren wurde, zwei ihr bekannte Zauberer erwürgte, wovon der eine Cäsar, der andere Boggiera hieß.

„Und mein Vater," unterbrach sie Anna, „der Statthalter von Paris ist, wird Euch sagen, daß beide von Dieben erdrosselt wur-

den, die das Geld, welches in ihren Strohsäcken verborgen war, haben wollten."

„Kurz und gut, Gasparde hat beständig eine große, schwarze Katze bei sich," führte Anna als letzten und besten Beweisgrund ihrer Meinung an.

„Aber um auf Esther zurückzukommen," sprach Fleurie,

„Welche Esther?" fragte eine neue Schülerin, die Tochter des Herzogs von Montbaron, Gouverneurs von Paris.

„Der gerechten Esther," antworteten Anna und Fleurie.

„Esther ist ein jüdischer Name, verbirgt sie etwa deßwegen den Namen ihrer Aeltern?" bemerkte Henriette von Montbaron.

„Vielleicht eher darum, weil sie weder ihren Vater, noch ihre Mutter kennt," meinte Anna. — „Es ist möglich, daß sie keine Aeltern mehr hat," sagte Stephanette.

„Von wem redet Ihr?" frug Schwester Martha, sich der Gruppe nähernd.

Schwester Martha war eine Engländerin von Geburt und in Frankreich in einem, von Marie Delpeche gestifteten Kloster zu Bordeaux erzogen worden; als diese zur Errich-

tung eines klösterlichen Waisenhauses nach Paris gerufen wurde, folgte ihr Martha dahin, verließ sie aber 1633, als sie von dem, durch englische Frauen gegründeten Kloster „unserer lieben Frau von Zion“ hörte, um mit ihren Landsleuten zu leben. Schwester Martha wußte hundert Geschichten, die sie mit Vorliebe erzählte; sie besorgte alle kleinen Aufträge der Mädchen, theilte ihre Almosen aus, kaufte ihnen Leckerbissen oder Spielzeug, führte sie an Sonntagen zu ihren Aeltern und hörte ihre geheimen Anliegen und Klagen an, für die sie stets Trost wußte: sie entschuldigte ihre Fehler bei Madame Louise Grey, der Oberin, und erwirkte ihnen gar oft Verzeihung oder Linderung der Strafen. Mit einem Worte, Schwester Martha war von Allen, den vornehmen wie den bürgerlichen Zöglingen, von Groß und Klein geliebt. Als sie ihre Frage stellte, ward sie sogleich umzingelt. „Schwester Martha! gute Schwester Martha!“ tönte es einstimmig, „sagen Sie uns, ist Esther eine Jüdin oder eine Christin?“

„Sie betet, macht das Zeichen des Kreuzes, wie Ihr, — das ist Alles, was ich Euch sagen kann, — Euch sagen will,“ sprach sie

und ließ klug durchblicken, daß sie wohl noch mehr wußte.

„Aber sagen Sie uns doch nur, warum sie keine Mutter hat?“ sprach Stephanie von Chambry.

„Lieber Himmel! wer erzählte Euch solche Mährchen?“

„Meine Vermuthung war es,“ versetzte Stephanie.

„Sie hat deren mehr als Ihr, Fräulein,“ antwortete Schwester Martha, durch den vornehmen Ton, in welchem die Tochter des edlen Hauses Chambry vor allen Andern ihr entgegnete, etwas gereizt. „Sie hat deren mehr als Ihr!“

„Mehr als ich?“ sagte Stephanie lachend, „das wäre fast zu viel, Schwester Martha, Niemand hat mehr als eine Mutter.“

„Und doch hat Esther zwei,“ widersprach die Nonne, selbstgefällig schmunzelnd. „Eine Alte und eine Junge“ — „ich verstehe“ — sprach Anna.

„Nein, Fräulein, ich meine zwei junge und beide sehr schön.“

„Dann ist sie nicht Gasparde Dupré's Tochter,“ sagte Stephanie.

„Schwester Martha," schrieen nun Alle auf einmal, „Sie müssen uns das erklären," aber Martha antwortete mit sehr gewichtiger Miene, das Geheimniß sei nicht das Ihrige.

„Dahinter steckt ein Geheimniß! oh! bravo! ein Geheimniß, das müssen Sie uns erklären! gute, liebe Schwester Martha!" Die Eine hing an ihrem Halse, die Andere brachte einen Stuhl, die Dritte einen Schemel, und die liebe, gute Schwester Martha konnte nicht länger widerstehen; von der Mädchenschaar dicht umdrängt, setzte sie sich nieder, kreuzte die kleinen Hände über dem wollenen Kleide und begann mit dem Ausdrucke möglichster Freundlichkeit folgendermaßen:

Zweites Kapitel.

Die beiden Mütter.

„Vor dreizehn Jahren, liebe Kinder, im Jahre 1624 war ich in dem, von Marie Delpeche, einer hochverdienten Dame aus Bordeaux, gegründeten Kloster der Töchter der Vorsehung. Wir wohnten in der **rue du vieux Colombier** — da kam eines Abends, als es eben zu dunkeln begann, ein Weib an

die Thüre des Klosters. Dieses Weib war in Paris wegen ihren ärztlichen Kenntnissen, besonders wegen ihrer Wahrsagekunst, wohlbekannt, Gasparde Dupré war ihr Name; überall machte sie gute Geschäfte. Da Dupré arm war, und es ihr an Geld zum Ankauf der nöthigen Arzneimittel gebrach, kam sie gewöhnlich, um aus unserer kleinen Apotheke ihren nöthigen Bedarf zu entlehnen. Sie fragte mich auch oft um Rath, denn Ihr wißt, daß ich von diesen Dingen Etwas verstehe, und daß ich (fuhr die gute Schwester mit bewundernswerther Naivetät fort) für jedes Uebel unter der Sonne irgend ein Mittelchen bereit habe — hilft's nicht, so schadet's nicht, aber ich vergesse auf meine Erzählung. „Gute Schwester Martha," sagte Dupré an jenem Abend zu mir, „ich habe ein Kind daheim, das an Krämpfen leidet, wollt Ihr kommen und es ansehen? Wenn das Kind stirbt, bin ich verloren." Ohne nähere Erläuterung zu verlangen, versah ich mich mit etwas Orangenblüthenwasser und Bittersalz und folgte ihr. Im Haus in der rue copeau angekommen, erblickte ich in einer Wiege ein armes, kleines, halbtodtes Wesen, mit verdrehten

Augen und verzerrtem Munde; ich löste sogleich etwas von dem Salze in Wasser auf, mischte einige Tropfen Orangenblüthenflüssigkeit darunter, trennte gewaltsam die Zähne des Kindes und goß ihm davon ein. Nach drei Löffeln von dieser Arznei öffnete das kleine Wesen die Augen, blickte um sich, streckte seine Glieder aus, und begann wieder eine natürliche Farbe anzunehmen. Armes Mäuschen, so zart und schwach, kaum ein Jahr alt! Mir kamen die Thränen in die Augen bei dem Gedanken, daß es in wenigen Tagen diesen Convulsionen unterliegen würde. Und die allerliebste Ziege, die es zur Amme hatte! Im selben Augenblicke klopfte es an der Thüre. Dupré öffnete sie, und eine große, dunkelgefärbte, prächtig gekleidete Dame trat ein, und erkundigte sich nach dem Kinde. „Sehet es an, Madame," sprach Dupré — „gedeiht es nicht vortrefflich?"

„Ich bin im Begriffe, mit meinem Gemahl nach Spanien zu reisen," sprach die hohe Frau, „Ihr wißt, warum ich mein Kind bis zu meiner Rückkehr bei Euch lassen muß. Das Kostgeld wird pünktlich bezahlt werden; ich habe meine Aufträge Herrn Enault, dem Notar

von petit Chatelêt, zurückgelassen, von dem Ihr alle drei Monate 60 Livres, je nach Bedürfniß, mehr oder weniger, für Esther erhalten werdet."

Mit diesen Worten erhob sich die Dame, küßte zärtlich das schlafende Kind und verschwand.

Ich war eine Stunde später eben auch im Begriffe fortzugehen, als eine kleine, schwarzgekleidete Frau eintrat, die so jung war, daß ich sie für ein Mädchen hielt, bis auch sie fragte, wo ihr Kind sei? —

„Hier," versetzte Dupré, und als ich mich nach dem zweiten Kinde umsah, führte sie die Dame zu der, auf meinen Knieen schlummernden Kleinen.

„Seht, wie schön es heranwächst" — sagte sie.

„Das lebendige Ebenbild ihres Vaters!" sprach die junge Frau und bedeckte das Kind mit Küssen, — „liebe Dupré, ich habe Euch gestern von meinen Vorkehrungen unterrichtet — das Schiff nach Martinique läuft in acht Tagen aus, ich gehe heute Abend nach Havre ab; ach! könnte ich meine kleine Esther mit mir nehmen!"

„Sie würde die Reise nicht überstehen," sprach Dupré, „und die Ziege würde ohne Zweifel unterwegs bleiben."

Bei dieser Unterredung verging mir Hören und Sehen; ich konnte nicht klug daraus werden; ein Kind und zwei Mütter! — Als die letzte das Kind geherzt und geküßt, und dann sich entfernt hatte, rief Dupré unwillkührlich aus: „Wie glücklich, daß sie nicht zusammentrafen!" Sie las mein Erstaunen auf meinen Zügen und fuhr eilig fort. „Schwester Martha, ein Geheimniß ist hier im Spiel, aber fragt mich nicht, denn ich kann Euch nichts entdecken; der Zufall ließ Euch diesen sonderbaren Besuchen beiwohnen, trachtet, es zu vergessen." „Und nun gut, meine jungen Damen, diese kleine Esther ist eben Eure Gefährtin, der geliebte Pflegling unserer Gemeinde. Könnte ich je den Augenblick vergessen, wo ich sie zuerst sah? Nein, unmöglich; der Beweis davon ist, daß mich schon die zwei Worte: „ohne Mutter!" an die kleinsten Umstände erinnerten und ich Euch wider Willen sagte, sie habe zwei Mütter, und Alles zu erzählen genöthigt war. Jetzt wißt Ihr so viel als ich, aber hütet Euch, es zu wiederho-

len, Esther darf nie ein Wort davon erfahren." —

In diesem Augenblick kam Esther erschöpft und bleich zurück. Als sie Schwester Martha erblickte, stürzte sie sich in ihre Arme. „O welche Nachrichten! theure Schwester!" rief sie, ihren Hals umschlingend.

„Welche Botschaft, mein Kind?" erwiederte Martha.

„O sage, sprich Esther," riefen jetzt alle Mädchen einstimmig, „wir sind Alle Deine Freundinnen und Niemand hat Geheimnisse vor seinen Freundinnen.

„Geheimnisse vor Euch, Stephanette, Fleurie, Angelika, und vor Dir, Anna? nein, nein, ich will Euch sogleich Alles erzählen." sprach Esther.

Diese Worte steigerten die Neugierde der Mädchen, und Martha war nicht minder davon beseelt, als sie rief: „Sprich mein Kind, sprich! . . . Himmel, wie sie zittert! . . ."

Drittes Kapitel.

Die Ziege und die beiden Mütter.

„Die Oberin hat nach mir gesandt," sprach Esther, „und ich fand sie mit einem offenen Briefe in der Hand. „Mein Kind, höre mich, ehe Du dieses liesest," sagte sie. Sie ließ mich dann neben sich Platz nehmen und begann zu sprechen, wurde aber sogleich von Schwester Rosalie unterbrochen, die ihr einen zweiten Brief überreichte, und sich hierauf zurückzog. Kaum hatte ihn die würdige Mutter erbrochen und den Inhalt überblickt, als ein Schrei des Erstaunens ihr entfuhr. Mit auffallender Bestürzung las sie ihn zu Ende. Nach einer kleinen Pause sprach sie: „Bereite Dich auf eine merkwürdige Mittheilung vor, meine Tochter, und strenge Deinen Verstand an, denn der meinige, ich gestehe es, ist nicht genügend, dieses Räthsel zu lösen." Ich zitterte, so war ich ergriffen — und wie ihr seht, zittre ich noch, theure Freundinnen; — ich betrachtete die sonst so schönen und ruhigen Züge der würdigen Mutter, die jetzt als sie die

zwei Briefe in Händen hielt, so heftig bewegt waren. Ich glaubte, die Briefe seien von meinen Eltern. Die Oberin aber hielt immer noch die Briefe in der Hand und sagte: „So höre denn: vor vierzehn Jahren, im Jahre 1624 war ich Laienschwester im Kloster der Vorsehung, als ich eines Abends, nach einem Krankenbesuche, von einem Sturme überrascht, mich in die **rue copeau** flüchtete, wo ich ein altes Weib an einer offenen Thüre stehen sah. Ich erkannte sogleich in ihr eine sehr geschickte Krankenwärterin, Namens Gasparde Dupré, sie erkannte auch mich und hieß mich eintreten. Der Sturm wüthete fort, ich wartete ihn ab, während sie das Abendessen bereitete. und spielte mit einer Ziege, welche die Blumen verzehrte, die ich in der Hand hielt. Da klopfte es. „Guten Abend, Dupré," sprach eintretend eine normännisch gekleidete Frau, „ist die Ziege bereit? Madame hat soeben ein hübsches Mädchen geboren. Kommt auf der Stelle, Ihr braucht Euch um die Taufe nicht zu sorgen, sie ist schon geschehen."

„Geht, ich komme nach," sprach Dupré. Die Normännin ging. Der Sturm war vorüber, ich wollte folgen, als es zum zweiten-

male klopfte und ein junger Mann eintrat. „Ist die Ziege bereit?" fragte er. „Seht Euch um," sprach Dupré trocken. „Mein Weib hat mich soeben mit einem hübschen Mädchen beschenkt, wollt Ihr's abholen?" „Geht, ich folge Euch." Und der junge Mann entfernte sich. „Wird Eure Ziege für zwei Kinder hinreichen?" fragte ich.— „Wohl auch für drei," war Dupré's Antwort, und ich verabschiedete mich.

„Zehn Jahre waren verstrichen, — in der Zwischenzeit erwies mir der Herr Erzbischof die Ehre, mich zur Oberin dieses Hauses zu wählen. Ich erfuhr nichts mehr von der Ziege und den zwei Kindern, bis man mir eines Tages Dupré anmeldete, die mit einem allerliebsten Mädchen im Sprachzimmer sei. Beim Anblick des Kindes, erkundigte ich mich, ob dies eines der, von der Ziege aufgezogenen Mädchen sei? „Ja, ehrwürdige Frau," sagte sie, „wenn Sie die Güte haben wollen, es aufzunehmen, übergebe ich es Ihrer Pflege, ich werde das Nöthige dafür bezahlen. — „Wie heißt sie?" frug ich. „Esther," antwortete Dupré.— „Und ihr Familienname?" — Diese einfache Frage setzte das Weib etwas

in Verlegenheit, sie faßte sich aber bald wieder, und sprach: „Ich weiß ihn nicht, hoch„würdige Frau. Sie waren bei mir, als mir die Geburt dieses und eines andern Kindes angezeigt wurde. Ich brachte sie beide in mein Haus, legte sie in dieselbe Wiege, und ging zu Bette. Als ich den andern Morgen erwachte, war eines derselben todt: — welches von beiden, konnte ich nicht sagen, was war zu thun? — welcher Mutter sollte ich sagen, ihr Kind sei gestorben? — Ich schwieg, beide Mütter kamen zu verschiedenen Zeiten, um ihr Kind zu sehen, und beiden sagte ich: es sei ihr Kind; so verging ein Jahr, bis die Eine ihrem Gemahle nach Spanien folgte, die Andere sich nach Martinique einschiffte. Gestern beauftragten mich Beide schriftlich, ihr Kind in ein Kloster zu geben; ich habe das Ihrige dazu erwählt; wollen Sie nun meine Esther aufnehmen? Ich setze nur Eines zur Bedingung. Ich fürchte das Gerede der Schülerinnen und besorge zugleich, daß Ihre Weichherzigkeit Sie verleiten dürfte, dem Mädchen, wenn es älter wird, die Geschichte seiner Geburt zu entdecken. Aus diesem Grunde verschweige ich Ihnen den Namen der beiden Mütter."

„Dieses ist Alles, mein theures Kind, was ich von Deiner Geburt wußte, als ein Brief an Dich heute Morgen aus Spanien eintraf. Ehe ich ihn Dir zeigte, wollte ich mich mit der Dupré berathen und schickte zu ihr, erhielt aber die Antwort, daß sie seit acht Tagen in ihrem Hause nicht mehr gesehen worden, und Niemand wisse, was mit ihr geschehen sei. Ich beschloß daher, Dich Deinen Brief lesen zu lassen, als mir soeben ein zweiter an Dich aus Havre zukam; einer merkwürdiger als der andere!"

Darauf zog die Oberin die beiden Briefe aus der Tasche und zeigte sie mir mit den Worten: „Sieh selbst!„ „O Gott! O Gott! wer sagt mir, welche von Beiden meine Mutter ist!"

Donna Pepita di Zuniga an die Frau Oberin des Klosters der Töchter Zions rue St. Victoire in Paris.

Madrid, den 1. Mai 1637.

Hochwürdige Frau! Wichtige Umstände nöthigten mich, Paris kurz nach der Geburt meiner Tochter zu verlassen, um meinem Manne nach Madrid zu folgen, wo er eine ansehnliche Stelle am Hofe bekleidete. Ich beabsichtigte

schnell nach Frankreich zurückzukehren, aber zehn Jahre sind seitdem verflossen. Vor vier Jahren schrieb ich dem Weibe, welchem ich, beklagenswerther Familienrücksichten wegen, mein Kind anzuvertrauen gezwungen wurde, und traf die Bestimmung, daß es in einem Kloster untergebracht werden sollte. Sie that, was ich ihr befohlen, nannte mir aber, trotz all' meiner Fragen, nie den Namen des Klosters. Ich begann Verdacht zu schöpfen und beauftragte eine meiner Freundinnen, die Dupré zur Aussage zu nöthigen. Ich ersuche Sie nun, hochwürdige Frau! Fräulein Esther di Zuniga zu benachrichtigen, daß ihre Mutter kömmt, denn dieser Brief wird mir nur einige Tage vorangehen. Ach! hochwürdige Frau! ich habe meinen Gemahl verloren, und Niemand mehr, für den ich lebe, als meine Tochter.

Donna Pepita di Zuniga.

„Dein Name ist also Donna Esther di Zuniga," sagte Anna und schlang ihren Arm um Esthers Nacken, sie zärtlich küssend; „die Zuniga's sind ein altadeliges, kastilianisches Geschlecht. Meine Mutter hat oft davon gesprochen, sie war, wie Du weißt, eine Spanierin." —

„So höre nur, höre nur," erwiederte Esther traurig, und hielt ihr den zweiten Brief, den sie langsam auseinander legte, entgegen. Doch ehe sie zu lesen begann, warf sie einen thränenschweren Blick auf ihre Gespielinnen und sprach: „Alles will ich Euch sagen, meine Lieben, aber versprecht mir, daß Ihr mich nicht verachten wollt."

„Dich verachten, Esther! wofür?" riefen Alle, voll Erstaunen und zärtlicher Theilnahme; die Jugend ist ja selten kalt und berechnend.

„Ach! ich weiß nicht, wer ich bin," sagte das junge Mädchen, „mein Gott aber weiß es," fügte sie bei, das thränenvolle Auge zum Himmel erhebend, und las mit wiederkehrender Fassung den zweiten Brief.

Judith Pollion an die hochwürdige Oberin des Klosters der Töchter Zions rue St. victoire in Paris.

Honfleur, den 30. Mai 1637.

Eine arme Mutter, die ihr Kind sucht, wendet sich an Euch in der Hoffnung, es in Eurem Kloster zu finden, oder von Eurer hohen Stellung und Welterfahrung in ihren Nachforschungen unterstützt zu werden. Esther

Pollion ist nun vierzehn Jahre alt; in ihrer Kindheit wurde sie der Pflege eines Weibes, Namens Gasparde Dupré, die in der rue copeau wohnt, anvertraut.

Haltet mich nicht für eine schlechte oder gleichgültige Mutter, hochwürdige Frau, weil mein Kind fern von mir auferzogen wurde. Ich bin nur unglücklich, höret und urtheilet: Ich muß meine Geschichte weit zurückführen. Mein Vater war ein Juwelier in Paris, Namens Bernhard. Unter den vielen Personen, denen er Diamanten und andern Schmuck verkaufte, war ein junger Fremder, der aus den Kolonien gebürtig war. Seine Redlichkeit, Gewandtheit und Pünktlichkeit im Geschäfte hatten ihn meinem Vater sehr werth gemacht, sa daß er gerne in seine Bewerbung um meine Hand einwilligte. Bald darauf ward mein Vater krank und kurz vor seinem Tode rief er mich zu sich und sprach: Arme Kleine, ich folge Deiner Mutter in die Ewigkeit und würde Dich nicht ohne Besorgniß allein in der schlechten Welt zurück lassen, wärst Du nicht mit dem wackern Gabriel Pollion verlobt; versprich mir, ihn nach meinem Tode zu ehelichen. Ich versprach es und mein Vater

starb. Acht Tage darauf erklärte mir Gabriel, daß Alles in der Synagoge für unsere Vermählung bereit sei. — „In der Synagoge?“ fragte ich, „wir müssen in der Kirche getraut werden!“ „Heißt Ihr nicht Judith a Bernhard?“ — „Ja.“ — „Seid Ihr denn keine Jüdin?“ — „Ich — eine Jüdin?!“ rief ich mit Unwillen aus, „eine Katholikin bin ich, und so Gott mir hilft, will ich als solche leben und sterben.“ Ich glaube an Gott, an Jesus Christus und den heiligen Geist, ich vertraue auf die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau und aller Heiligen und — Ihr?“ — Gabriel schlug die Augen nieder: „Judith, ich bin ein Jude, ich hätte lieber ein Weib von meiner Nation genommen, aber ich habe Deinem Vater versprochen, Dich zu heirathen und ich thue es.“ — Auch ich war gebunden; wir heiratheten; nach einem Jahre gebar ich ein Töchterchen; zu schwach, es zu nähren, wollte ich keiner Andern überlassen, was ich selbst nicht konnte und übergab es der erfahrenen Dupré, um es von einer Ziege säugen zu lassen. Ich wollte es zurücknehmen, als die Mutter meines Mannes sich sterbend fühlte und nach ihm sandte, um in seinen Armen den letzten

Seufzer auszuhauchen. Es war ein heiliges Verlangen. Mein Mann willigte ein. Ach! wie gern hätte ich meine kleine Esther mitgenommen. Aber die Reise war zu lang, und in einem Jahre hoffte ich wieder zurück zu sein. Gott lenkte es anders. Sein Name sei gepriesen! Dreizehn Jahre sind seitdem verflossen; häufig bestimmte ich meine Rückkehr, aber so oft der Zeitpunkt der Abreise heranrückte, erkrankte meine Schwiegermutter wieder und die Abreise ward verschoben. Ich hörte wohl regelmäßig von meinem Kinde, wußte, daß es wachse und gedeihe; endlich schrieb mir die Dupré, sie habe es in ein Kloster gebracht, und auf dem Briefe standen in der Handschrift meines Kindes die Worte: „Gute Mama, Deine kleine Esther ist wohl." Verzeiht mir, hochwürdige Frau, daß ich diese geringfügigen Umstände anführe, allein es waltet ein seltsames, für mich drückendes Geheimniß in dieser Sache. Lebt mein Kind noch?! — Und wenn es lebt, warum verbirgt man mir den Namen des Klosters, wo es ist? — Bin ich von der Dupré hintergangen? Aber warum? welcher Grund könnte sie hiezu verleiten? Bei meiner Ankunft wird sich,

hoffe ich, Alles aufklären. Ich bin unterwegs. Meine Schwiegermutter ist gestorben, wir haben Martinique verlassen, mein Mann ist in Honfleur in Geschäften zurückgeblieben, aber ich warte nur auf eine Postchaise; dieser Brief wird mir nur wenige Stunden vorangehen.

Hochwürdige Frau! Ihr habt, ohne Mutter zu sein, ein mütterliches Herz, habt Mitleid mit mir, schickt nach der Gasparde Dupré, und zwingt sie zu reden. Ich werde sogleich nach meiner Ankunft in Paris zu Euch kommen. Lebt meine Tochter noch, so werde ich sie ohne Zweifel finden. Aber sollte! . . . O Gott! hilf mir . . . steh' mir bei! . . .

Juditha Pollion.

Tiefe Stille folgte der, von häufigem Schluchzen unterbrochenen Lesung dieses Briefes. Alle jungen Mädchen sahen Esther liebevoll an, und nur ein Gedanke beschäftigte ihre jugendliche Phantasie. Endlich brach Eine das Stillschweigen, und Alle riefen zugleich: „Esther! Theure Esther! solltest Du denn eine Jüdin sein?" — „Ruhig, Kinder," rief Schwester Martha entrüstet aus. Esther erhob sich, stille Fassung sprach aus ihren ed-

len Zügen. „Ich weiß nicht," sagte sie, „ob ich eine Zuniga oder eine Pollion bin, ich weiß nicht, ob ich von hoher oder niederer Abkunft bin, aber das weiß ich: daß ich eine Katholikin, ein Kind der heiligen, apostolischen, katholischen Kirche bin; diese Kirche ist meine Mutter und — (bei diesen Worten fiel sie auf die Kniee nieder) — Du, Mutter meines Gottes und Erlösers, bist auch meine Mutter, auf Dich werfe ich meine Sorgen, Du wirst mich, theure Mutter im Himmelreich, meine Mutter auf Erden finden lassen!"

Das Mädchen stand auf und lächelte in Thränen ihre jungen Gefährtinnen an. Schwester Martha trocknete ihre Augen, — „O Macht des Glaubens!" rief sie aus, „aber die Dupré, theure Esther, was sagt die Dupré zu dem Allen?"

„Nach Empfang des ersten Briefes schickte die würdige Mutter nach ihr, der Bote klopfte wiederholt an ihrer Thüre, bis zuletzt ein Nachbar sagte, daß sie seit vierzehn Tagen nicht heimgekommen sei."

„Das macht die Sache sehr verwickelt," versetzte Stephanie.

„Ja, wirklich, es klingt wie ein Mähr-

chen," fuhr Fleurie fort. — „Eher wie einer von Scuderie's Romanen," bemerkte Angelika.

„Fräuleins! Fräuleins!" unterbrach sie Anna ungeduldig, „wie könnt Ihr so leichtfertig über die Lage unserer Esther reden!"

„Das Aergste wäre, als Jüdin geboren worden zu sein," sprach Schwester Martha, „ich muß in die Kapelle und ein Ave zur Abwendung dieses Uebels beten."

„Scheint Dir das Benehmen der Gasparde Dupré nicht sehr befremdend?" sprach Esther, als sie fort war, zu Anna, und faßte sie bei der Hand.

„Ich begreife es ganz gut," antwortete Anna, „und zweifle nicht, daß sie Dir, wenn sie wollte, sagen könnte, wessen Kind Du bist."

„Warum hat sie es aber vierzehn Jahre verheimlicht?"

Allen Fragen stellte sie stets die nämliche Geschichte entgegen, von den zwei Kindern in einer Wiege, wovon das Eine in der Nacht gestorben sei, so daß sie des Morgens nicht mehr unterscheiden konnte, wem das Lebende gehöre.

„Weil," erwiederte Anna nachdrücklich nnd langsam, „weil sie den doppelten Jahresgehalt für ein Kind bezog."

„Die Briefe der beiden Mütter beweisen es," versetzte Stephanie.

Esther erhob sich unruhig: — „Ich muß es sehen, ich muß es finden, dieses Weib!"

„Glaubst Du Dich dazu fähiger," als Schwester Veronika," fragte Fleurie.

„Fähiger wohl nicht, aber begeisterter! Schwester Martha," sagte sie zur alten, wieder eintretenden Nonne, „ich kann keine Stunde länger in dieser entsetzlichen Ungewißheit bleiben, ich muß selbst in der Dupré Haus.

„Wie kannst Du selbst gehen, liebes Kind, Du weißt es ja nicht zu finden," sprach Schwester Martha, und betrachtete Esthers Unruhe mit ängstlicher Zärtlichkeit.

„Wer weiß," sagt diese, rastlos hin und her schwankend, „vielleicht ist Schwester Veronika — während wir hier sprechen, verstreichen kostbare Minuten — vielleicht ist sie jetzt zu Hause, kommt mit mir, Schwester Martha, kommt, Ihr seht, ich kann blitzschnell laufen."

„Beruhige Dich, mein theures Kind, ich will die Erlaubniß der würdigen Mutter erholen, und dann wollen wir in die **rue co-peau** gehen, aber jetzt sprich ein kleines Gebet zu unserer lieben Frau."

„Bin ich im Geiste und Herzen eine Christin?“ flüsterte Esther sich selbst zu, während sie in die Kapelle eilte, um vor dem Allerheiligsten anbetend niederzusinken und von ihrem dort gegenwärtigen Gott und Heiland Stärke zu erflehen: „Ich bin es! Ich bin es, ich weiß, daß mein Gott ein wahrhafter Helfer in der Noth ist. Selig Die, die auf Ihn vertrauen!“

Viertes Kapitel.

La rue copeau.

Die arme Schwester Martha konnte kaum mit Esther gleichen Schritt halten, denn die Ungeduld beflügelte ihre jungen Füße; aber als sie der Straße nahte, deren Richtung sie verfolgte, wurde ihr Gang gemessener und ihre Ungeduld verwandelte sich in Furcht.

„Was willst Du jetzt thun?“ sprach Martha, ihr Zaudern wahrnehmend.

„Mir ist bange!“ antwortete Esther; doch, sich ermannend, klopfte sie an eine niedere Thüre in der Mauer, hinter welcher sie, in Mitte eines Gärtchens, ein einsames Haus erblickten.

Trotz der hereinbrechenden Dunkelheit war kein Licht darin zu sehen. — „'s ist Niemand da" — sagte die Nonne, „Du kannst es jetzt selbst sehen, kleiner Trotzkopf! ich wußte es wohl, aber Kinder müssen immer ihren Willen haben! Heilige Jungfrau! wenn ihnen etwas in den Kopf kömmt, steckt es ihnen auch schon in den Fersen; komm, laß uns gehen, Du hast jetzt lange genug geklopft."

„Ich muß hinein kommen, liebe Schwester," entgegnete Esther in ruhig traurigem Tone.

„Aber wie?" meinte Martha.

„Das ist wohl nicht schwer für mich, hätte ich hier als Kind gespielt, ohne alle Ein- und Ausgänge zu wissen? Um die Ecke herum können wir über die Mauer steigen; sie ist dort nicht hoch."

„Du ohne Zweifel, Kleine, aber meine Beine sind zu steif dazu."

„Bin ich drinn, so kann ich die Thüre ohne Schlüssel öffnen, und zu dem Hausthor habe ich ebenfalls das Geheimniß."

„Ganz gut, morgen bei Tageslicht werden wir diese geheimen Künste anwenden, aber heute ist's zu spät, die würdige Mutter gab

uns nur eine Stunde und diese ist verflossen. Komm! . . ."

„O Martha! gute Schwester Martha, nur eine Minute noch!" sprach Esther dringend.

„Aber was hilft's? gesetzt wir drängen ein, die Dupré ist nicht zu Hause! Wir würden nichts erfahren. Das Klügste und Beste ist, heim zu gehen, um der Frau Oberin nicht ungehorsam zu sein. Komm denn, führe mich, denn ich vergehe vor Müdigkeit."

Das letzte Argument war unwiderleglich; Esther ließ den Klöppel der Hausthüre los und bot Schwester Martha den Arm. Sie schlugen den Weg zum Kloster ein.

Aber kaum waren sie einige Schritte weit, als sie Lärm, dann lautes Schreien, und die Hufschläge eines Pferdes vernahmen.

Im nächsten Augenblicke mußten sie sich hart an die Mauer schmiegen, um dem gestreckten Galopp eines Pferdes zu entkommen, dessen Reiter es vergebens aufzuhalten suchte, während er den Leuten laut zurief, aus dem Wege zu gehen. Dem Schreien der Leute folgten bald auch stärkere Töne des Ent-

setzens. Die Menge eilte nach einer Ecke der Straße hin.

„Welcher Unfall! sie ist todt! sie ist todt!“ tönte es von Mund zu Mund.

„Wer ist todt?“ rief Martha und lief so schnell, daß Esther ihr jetzt nur mit Mühe folgen konnte.

„Eine fremde Dame ist überritten worden,“ sagte ein Knabe.

Martha uud Esther standen auch schon bei der Unbekannten. Martha schlug ihren Schleier zurück. Die junge Frau mochte etwa dreißig Jahre zählen, und war, obwohl todtenbleich, von unbestreitbarer Schönheit. Ihre Kleidung verrieth einen vornehmen Stand, das Oberkleid von grünem Sammt ließ ein rosenfarbenes Unterkleid von Seide sehen. Kragen und Manschetten waren von den feinsten Spitzen. Ein kleiner, runder Spiegel hing an ihrer Seite, und um den Hals trug sie eine der ungeheuren Uhren damaliger Zeit. Ihr goldnes gelocktes Haar floß von ihrem Haupte unter einem schwarzsammtnen Häubchen herab. „Was ist zu thun?“ sprach Martha zu ihrer Begleiterin, die auf dem Pflaster neben der Dame kniete und mit ih-

rem weißen Schleier das aus dem Munde und einer Stirnwunde strömende Blut stillte.

„Sie athmet! sie färbt sich wieder!“ sagte Esther, „im Hause meiner Amme ist alles zum Verbande Nöthige zu finden; sehet, daß Euch Jemand helfe, sie hinzutragen, während ich die Thüre öffne.“

Ohne die Antwort abzuwarten, war Esther schon eine Strecke weit: ihre Kindererinnerungen waren treu, sie kannte die übersteigbare Stelle der Mauer, sprang leicht in den Garten, und öffnete die Thüre, als Martha und eine Nachbarin die ohnmächtige Dame in's Haus brachten.

„Guten Abend, Schwester,“ sagte die Nachbarin und überließ Esther ihren Theil der Bürde, „ich gehe nicht weiter bei Anbruch der Nacht in die Höhlen der Hexen.“

„So,“ erwiederte Martha, „haltet Ihr uns für schlechter, daß Ihr uns allein laßt?“

„Nein, Schwester, für heiliger, und weniger in Gefahr, vom Teufel geholt zu werden,“ antwortete das Weib sich bekreuzend und eilte davon.

„Kommt herein, Schwester und fürchtet nichts,“ sprach Esther, „ich kenne Alles hier,“

dabei öffnete sie ein Schränkchen, fand ein Feuerzeug, machte Licht, und Martha sah, wo sie sich befand.

Es war ein großes Zimmer, das zugleich Küche, Wohn- und Schlafzimmer, einem großen, in der Ecke stehenden Bette nach, vorstellte; am Fuße desselben führte eine Glasthüre in ein Stübchen, worin das Bett, in dem Esther geschlafen hatte, und eine große Truhe stand, welche die Leinwand und das Geld der Dupré enthielt; alles war genau, wie es Esther vor acht Jahren verlassen hatte.

„Was suchst Du?" fragte die Nonne.

„Ich sinne auf Mittel, das Bett in dem kleinen Zimmer zurecht zu machen."

„Warum nicht hier?"

„Weil das Bett im Stübchen weicher und sauberer ist."

Bald ruhte die Unbekannte auf Esthers Bett, und Beide begannen ihre Wunden zu verbinden. Esther fand hiezu alles Nöthige.

„Sie bleibt so lange in dieser Ohnmacht!" sprach Esther ängstlich.

„Nein, sie schläft, und das ist gut; aber jetzt ist's finster; was beginne ich? unmöglich kann man sie allein lassen, und bleiben kann

ich auch nicht! die ganze Kloster-Gemeinde würde beunruhigt sein. Was thu' ich? Heilige Mutter Gottes, erleuchte mich!" jammerte die Nonne.

„Ich bleibe hier," sprach Esther, „Ihr könnt zurückgehen und der würdigen Mutter Alles erklären."

„Du allein hier bleiben?" sagte Martha, scheu um sich blickend.

„Gott ist auch hier, oder glaubt Ihr auch an Hexen?" sagte Esther lächelnd.

„Nein, das eben nicht! — Aber fürchtest Du Dich denn nicht?" —

„Ich werde Gott bitten," sprach das Mädchen, „für meine Mutter und für meinen Vater, sollte er auch ein Jude sein, daß er die Wahrheit erkennen möge. Ich will die heilige Jungfrau, die Königin der Engel anflehen, damit er vor seinem Tode noch getauft werde. Geht, geht, Schwester Martha, mein Herz ist zu voll, als daß Raum für die Furcht darin wäre."

Nachdem sie lange zaudernd hin und her gegangen und noch Alles, was sie für die Nacht nöthig erachtete, bereitet hatte, ging Martha endlich fort.

Fünftes Kapitel.

Die Nachbarschaft der Dupré.

Der Tag dämmerte herauf, als die Bewohner der **rue copeau** ihre Häuser verließen; Einige um ihr Frühbrod einzukaufen, Andere um in die Kirche oder zur Arbeit zu gehen.

Die Frauen bemerkten mit Erstaunen einen jungen Mann, von elegantem und edlem Aeußern, zu so früher Stunde auf der Straße auf und abgehen, und alle Thüren und alle Gesichter, die ihm begegneten, mit jenem Ausdruck von Ungewißheit betrachtend, der den Wunsch zeigte, etwas zu erfahren, ohne zu wissen, wen er fragen sollte.

Sein Anzug war der eines Edelmanns, das scharlachne Wamms mit goldenen Knöpfen geschlossen. Doch die Beschreibung der Einzelnheiten der damaligen Tracht wäre in diesem wichtigen Augenblicke zu umständlich, es genügt zu wissen, daß er an diesem denkwürdigen Morgen die ungetheilte Bewunderung der Bewohnerinnen der **rue copeau** fesselte. Unter diesen befand sich ein altes

Weib, das auf einem Arm ein Kind, auf dem andern einen Kübel Milch trug und ihn mit so naiver Neugierde, aus ihren halbgeschlossenen Augen betrachtete, daß er es wagte, sie anzureden.

„Um Vergebung, Madame," sprach er seinen Hut abnehmend, „sagt mir, hat sich gestern Abend hier kein Unfall ereignet?"

„Ein Unfall? nein, mein Herr," antwortete die alte Frau.

„Ein Pferd ging mit seinem Reiter durch, dacht' ich."

„Ach ja, ich erinnere mich, und eine Frau hat er nieder geritten, aber von einem andern Unglück hörte ich nichts."

„Und wißt Ihr gar nichts weiteres von dieser verwundeten Frau? ich bin eben derjenige, der das Pferd geritten, und war so besorgt, daß ich noch gestern hieher zurückkam, Thüren und Fenster waren aber allenthalben geschlossen und ich fürchtete, die Nachbarschaft durch mein Anklopfen aufzuschrecken. Sprecht, kennt Ihr die verwundete Person, sprecht, ward sie ernstlich beschädigt?"

„Euter Jüngling, braver, junger Herr, Ihr war't also der Reiter jenes Pferdes, Ihr

war't es? Es war eine zarte Dame, schön, mit bunt seidenem Gewand und feinen Spitzen angethan. Ob sie Familien-Mutter ist, weiß ich nicht, aber arm ist sie nicht, denn —"

„Verzeiht mir, Madame, war sie denn stark verwundet?"

„Ach, mein Herr, daß sie überritten worden, ist nicht das Schlimmste, was ihr geschah, und Gott weiß, (sie setzte den Milchkübel nieder), Gott weiß, was aus ihr wurde. Es gibt so unwissende Leute in der Welt, Leute, die nichts glauben wollen, Christen, die nichts glauben, mein Herr! — Denkt nur, Euer Pferd kömmt wie im Sturme daher, die Dame fällt, gleich stehen eine schwarze Klosterfrau und ein weißgekleidetes Mädchen da und stützen dem armen Dinge den Kopf, der furchtbar blutete und Plaiseur und Klaudine, des Gärtners Weib, und viele Andere waren dabei und Alle schauten und waren wie auf's Maul geschlagen, denn die Dame schien todt; mit dem Gericht, mein Herr, ist's gar eine kitzliche Sache, wer weiß, da hätt's zuletzt geheißen, wir hätten die Dame umgebracht und zuletzt endlich — nun — aber entschuldigt, mein Herr, wenn ich mich nicht gut ausdrücke,

wir sind Hufschmiede, mein Herr, Vater und Sohn, Hufschmiede, haben also keine feine Bildung, um uns verständlich zu machen, mein Herr, und nun winkt die Nonne, das junge Mädchen ist verschwunden, und Dupré's, seit einem Monat schon verschlossene Thüre springt auf, wie durch Zauberkraft, und die Nonne verlangt, Klaudine soll ihr die Frau in das Haus tragen helfen, denkt nur, in das Haus einer Hexe! wo der Satan, mein Herr auf Besuch kömmt, denn die obersten Teufel und Hexen passen zusammen wie der Deckel zur Schüssel. Die Klaudine aber hätt' gerade so gut in die Luft reden können, so wenig hat sie bei der Nonne ausgerichtet; endlich erklärte sie, daß sie nicht über die Schwelle gehe, und die Nonne gab sich zufrieden; die verschwundene, weiße junge Dame aber stand schon drin, um sie zu empfangen, so wahr ich lebe! Ihr mögt mir glauben oder nicht, mein Herr, von diesen drei Personen ist seitdem nichts mehr gesehen worden. Die Junge und die Kranke sind ohne Zweifel auf irgend einen Hexensabbath gefahren, und die Nonne auch mit, wenn sie keinen dreiblättrigen Klee bei sich hatte. Ihr glaubt nicht, wie Hexen den dreiblättrigen Klee fürchten!"

Sich weiter mit dem Weibe einzulassen, wäre Ueberfluß gewesen, und der junge Mann wollte gehen, als ihn ein Wagengeraffel aufmerksam machte. Eine Kutsche hielt vor Dupré's Haus und zwei Frauen stiegen ab. Die Eine war klein und stark, dabei ärmlich gekleidet; sie zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete; es war die Dupré selbst! Die Andere schien ihrer Kleidung und Haltung nach, vom höchsten Range, ihr Kopfputz ließ die von Sorgen tiefgefurchte Stirne frei; ihr Blick war stolz und es war ihr sichtbar lästig, in der Dupré Gesellschaft gesehen zu werden.

Eine Bewegung des jungen Mannes verrieth seine Absicht, sich Beiden nähern zu wollen, aber aus Furcht unbescheiden zu sein, trat er zurück.

„Ihr braucht keine Umstände zu machen, mein Herr, 's ist blos eine der Damen, die sich wahrsagen lassen; Manche wollen wissen, ob sie bald heirathen werden, Andere fragen, ob ihnen Gott Kinder schenken werde, die Eine will etwas von ihrem Geliebten im Felde hören, die Andere Auskunft über einen vermißten Sohn erhalten, denn die Dupré weiß Alles. Sie hat eine schwarze Katze, die Justine hei-

ßen soll, ist das ein Katzennamen, mein Herr? — kurz die Katze weissagt die Zukunft. Die Damen bleiben aber nicht lange, eine Viertelstunde nur; sie wird bald herauskommen und dann könnt Ihr eintreten und die Gasparde wird Euch Alles, über die von Euch getödtete Dame, die Nonne und das weiße Mädchen sagen; die Gasparde weiß Alles."

Und jetzt laßt uns von dem jungen Manne Abschied nehmen, nach dem Beispiele des alten Weibes, welches vom Manne, der wissen wollte, ob es heute noch gesonnen sei, sein Frühstück zu bringen oder nicht, in höchst aufgebrachtem Tone gerufen wurde, und in Dupré's Haus zurückkehren, wo die verwundete Dame auf dem Bette lag, und Esther mit einer Rührung anblickte, von der sie sich nicht Rechenschaft geben konnte. Nicht ihre ungewöhnliche Schönheit war es, die sie anzog — es war — aber sie entschlief wieder und Esther erwachte. Sie betrachtete die Unbekannte, deren Todtenbläße die Lieblichkeit ihrer Züge nicht zerstört hatte; ihr Herz ward weich, sie stand auf, kniete neben ihr nieder und betete um ihre baldige Genesung. Bald kehrten ihre Gedanken auf ihre eigene Lage zurück,

und sie flehte für ihre unbekannte Mutter, und um die Gnade, dem Wesen, welches ihr das Leben schenkte, bald zurückgegeben zu werden. Von Hoffnung beseelt, erhob sie sich ruhig, und nachdem sie sich versichert hatte, daß der Fremden nichts mangle, legte sie sich nieder, um von einer glücklichen Zukunft zu träumen.

Sechstes Kapitel.

Gaspard de Dupré.

Ein leises Geräusch unterbrach Esthers Schlaf. Sie fuhr auf, ohne zu wissen, wo sie sei, bis die durchs Fenster hereinbrechende Morgendämmerung das erloschene Lampenlicht ersetzend, ihr alles in's Gedächtniß zurückrief; sie glaubte, die Kranke habe sich bewegt und wollte eben aufstehen, als sie zwei Personen in der fernen Ecke des Zimmers wahrnahm. Die Eine saß auf einer hölzernen Bank, während die Andere vor ihr stand: Esthers erste Bewegung war vorzutreten — denn sie erkannte in der Stehenden die Dupré; als sie aber ihren Namen aussprechen hörte, hielt sie inne und beschloß sich still zu verhalten, da sie unbemerkt geblieben und hoffen konnte, Licht über das sie umgebende Dunkel zu erhalten.

„Der Tag der Wahrheit ist gekommen, und ich will Euch nicht länger belügen," sprach die alte Hexe, „ich habe nie gezweifelt wessen Tochter Esther sei — jedes Kind trug eine kleine Medaille mit verschiedenen Buchstaben — es war kein Irrthum möglich, aber der Teufel trieb mich zu dem, was ich zu meinem eigenen Vortheil that. Jetzt fällt Euer Interesse mit dem meinigen zusammen, ich bin Eures Stillschweigens gewiß."

„Unerhörte Frechheit!" rief die Dame mit einer Miene verächtlichen Stolzes, „können sich unsere Interessen je vereinigen? Eine Person meines Standes kann mit einem Geschöpfe wie Ihr nichts gemein haben."

„Ein wenig Geduld, Madame," sprach die Dupré, gegen diese Worte anscheinend gleichgültig, „ich habe einen Neffen, Johann Pesche, Schreiber bei Magister Mötel, derselbe, der Euren Heirathscontract nach Madrid sandte, und durch diesen weiß ich Alles. Euer Mann ist ohne letzten Willen gestorben, und sein Vermögen gehört seiner Familie, wenn Ihr kinderlos seid. Nur im Falle eines Erben, eines lebenden Erben, habt Ihr die Nutznie-

ßung des Vermögens bis zur Großjährigkeit des Kindes. Ihr versteht nun, warum ich Euch hieher geführt, um Euch dies Alles zu erklären; wir dürfen nicht belauscht werden. Gut, es handelt sich darum, ob Ihr ein Kind habt —"

„Mein Kind, — meine Esther," versetzte die Dame bewegt.

„Ich habe noch nicht gesagt, daß das Kind Euer sei," entgegnete die Dupré kalt, „ich habe nicht vierzehn Jahre gelogen, um jetzt die Wahrheit für nichts und wieder nichts zu sagen."

„Ich will Euch nicht länger hören," rief die Fremde sich erhebend, „entweder — sprecht es aus oder die Gerichte —"

„Die Gerichte können mich wohl zwingen, das Kind vorzuzeigen, nicht aber den Namen der Mutter zu entdecken."

„So sprecht denn," sagte die Dame und setzte sich wieder in sichtbarem Kampfe mit Eckel und Unwillen nieder.

„Gesetzt, Esther sei nicht Euer Kind, wie viel gebt Ihr mir?"

„Nichts!" sprach die Dame heftig gereizt,

„ich bin eine Christin und handle nicht gegen mein Gewissen.“

Ein satanisches Lächeln der Dupré machte Esther schaudern, und sie war im Begriffe auszurufen: „Wollt Ihr mich verkaufen? wollt Ihr Eure Seele dem Teufel verschreiben?“ — sie erinnerte sich aber, wie wichtig es für sie sei, die Wahrheit zu erfahren, bezwang sich und horchte weiter.

„Wenn Esther nicht Eure Tochter — nein ich irre — wenn Esther Eure Tochter ist, so gebt mir 4000 Kronen, welche ich an Madame Pollion, die nach Martinique reiste, und wohl noch dort ist, zu senden habe.“

„Ist das Alles, was Ihr begehrt?“ fragte Donna Pepita di Zuniga, denn sie war die Fremde.

„Darüber werdet Ihr mir einen Jahresgehalt von 500 Kronen vorausbezahlen.“

„Ist das Alles?“ fragte Donna Pepita, in halbaufrechter Stellung.

Die Dupré wollte noch mehr verlangen, als ihr Esthers bloßes Antlitz Stillschweigen gebot. Sie war plötzlich aufgesprungen und zwischen Beide getreten. „Gasparde! Gasparde!“ rief sie mit flehender Stimme — „im

Namen dessen, der am Kreuze für unsere Sünden starb, sprecht die Wahrheit."

„Esther!" kreischte Gasparde, im ersten Augenblicke des Erstaunens.

„Esther!" rief Donna Pepita, vorwärts eilend, um sie in ihre Arme zu schließen.

„Esther! Wer hat den Namen meiner Tochter ausgesprochen?" rief eine dritte Stimme, und eine Dame erschien an der Thüre des Kämmerleins.

„Madame Pollion!" schrie die Gasparde voll Entsetzen und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„O mein Gott! sagt mir, welche von Beiden meine Mutter ist," rief Esther und fiel zwischen ihnen auf die Kniee nieder. Beide blickten sie mit getheilten Gefühlen von Furcht, Schmerz und Liebe an.

Plötzlich eilte Juditha Pollion auf Esther zu, ergriff ihren Arm, den Donna Pepita hielt, schürzte den Aermel auf, und zeigte vor Freude zitternd auf ein Muttermal. „Meine Tochter! — seht, sie ist mein! und sie sank in die Arme Esthers, die nicht weniger heftig bewegt war, als ihre neugefundene Mutter.

Lange hielten sie sich umarmt und wähn-

ten sich gleichsam im Himmel, aber ein Seufzer rief sie zur Erde zurück, wo Thränen der Ausdruck der Freude, wie des Schmerzes sind.

Donna Pepita weinte im Stillen, die Dupré streichelte ihre schwarze Katze und murmelte vor sich hin: „Waltet also eine Vorsehung über Mütter und Kinder?“

„Es ist ein Gott über uns,“ sprach Esther sanft zu ihr, „lernt, ehe es zu spät ist, daß die Anschläge der Bösen nichts gegen Ihn vermögen.“

„Gasparde Dupré, ich erstatte Euch Alles, was Ihr von Donna Pepita verlangt, und Alles, was sie Euch seit vierzehn Jahren gegeben hat,“ sprach Juditha.

„Ach, Madame,“ sagte die weinende Frau, „Ihr könnt mir Geld, aber mein Kind nicht zurückgeben.“

„Da ich, Dank sei es der Dupré, zwei Mütter habe,“ sprach Esther, und näherte sich der Spanierin, ihre Hand an ihre Lippen drückend, „und Ihr mich vierzehn Jahre geliebt habt, o so liebt mich noch!“

„Meine Tochter hat Recht,“ fuhr Mad. Pollion fort, „und wenn ihr unglücklich seid,

kommt und lebt mit uns; dieß theure Kind wird uns Beiden Tochter sein."

„Heilige Jungfrau!" rief jetzt eine Stimme von der Thüre her, „ich ließ zwei Personen hier zurück und jetzt sind vier da! Guten Morgen, meine Damen — welche von Euch ist die Kranke?"

Schwester Martha, von einem jungen Manne begleitet, stand vor ihnen.

„Es freut mich, daß Ihr zurück seid," sagte die gute Schwester zur Dupré, „man entbehrt Euch schwer im Kloster, Gasparde; aber kommt, mein Herr, hier ist die Dame, die vorige Nacht gestürzt ist, tretet vor und entschuldigt Euch."

„Das ist nicht nöthig," sprach Juditha, ebenfalls vortretend, „denn ihm verdanke ich, daß ich meine Tochter wieder gefunden habe."

„Ja, theure Martha! — hier ist meine Mutter," sagte Esther voll Freude.

„Und Dein Name, mein Kind?" —

„Esther Pollion."

„Pollion?" rief der junge Mann, „auch ich bin ein Pollion, mein Vater ist Joseph Pollion."

„Und Ihr wäret der kleine Daniel, den

ich vor vierzehn Jahren verließ?" sprach Juditha.

„Ihr meine Tante!" — „Mein Neffe!"

„Und hier meine Base," sprach Daniel, gegen Esther sich verneigend, „aber warum seid Ihr nicht in unser Haus gekommen, Tante?"

„Das sollt Ihr ein andersmal erfahren," versetzte Juditha.

„Der Wagen der Donna Pepita di Zuniga" meldete ein eintretender Diener.

„Wollt Ihr, theure Schwester, uns in Euren Wagen aufnehmen und uns zu meinem Schwager führen?" fragte Juditha die Donna.

„Und Schwester Martha?" sprach Esther zu der Nonne, die mit der Gasparde flüsterte.

„Oh, ich kehre in's Kloster zurück; was habe ich nicht Alles zu erzählen! Stoff zum Sprechen auf einen Monat!"

Auf dem Wege neigte sich Esther zu ihrer Mutter und sprach: „Ein furchtbarer Zweifel drückt mich, theure Mutter! ward ich getauft?"

„Ja, mein Kind, sogleich nach Deiner Geburt," sprach Juditha.

„Und die Familie, zu der wir gehen? —"

„Wir wollen für sie beten, mein Kind."

„Seid ruhig, theure Base," sprach der junge Mann, der diese Worte unwillkührlich gehört hatte, „ich bin ein Christ, mein Vater hat mich in einem Collegium erziehen lassen, ein würdiger Jesuit unterrichtete und taufte mich auf mein ernstliches Verlangen, meine Familie ist noch im Irrthum."

„Wir wollen für sie beten, Vetter," sprach Esther, „der heiligen Jungfrau Maria ist Alles bei ihrem Sohne möglich."

Unsere Erzählung geht hier zu Ende. Es gelang Esther, ihre Verwandten zu bekehren. Es war ihres Herzens größter Wunsch, und, von Dank und Freude überströmend, wollte sie ihr Leben Gott, der ihr Gebet erhört hatte, weihen. Ihr Vater gab aber hiezu seine Einwilligung nicht und bestimmte sie, ihren Vetter Daniel zum Manne zu nehmen. Die Ehe war bis zu Daniels, einige Jahre später erfolgtem Tode eine glückliche. Nun dachte die junge Wittwe, welche die Weltfreuden nach ihrem wahren Werth schätzte, nur mehr an die Ausführung ihres ersten Vorhabens. Sie kaufte das Hotel St. Choumont in der Straße St. Denis, wo sie Vorsteherin des

von ihr gestifteten Klosters wurde. Es hatte denselben Zweck, als das in unsern Tagen von den Brüdern Ratisbonne gestiftete Institut zum Unterrichte der zum Christenthum bekehrten Juden. Sie gab dem Kloster den Namen: „Töchter von St. Choumont," und baute eine Kapelle zur Ehre des hl. Joseph. Viele unterstützten sie in ihrem frommen Werke, unter Andern Donna Pepita di Zuniga und Anna Fleuchère, Wittwe des Lords Crose. Esther lebte als eine Heilige und entschlief in hohem Alter, und von der ganzen Gemeinde verehrt, selig im Herrn. — **Möge unser Tod dem ihrigen gleichen!** —

von ihr gestifteten Klosters wurde. Es hatte denselben Zweck, als das in unsern Tagen von den Brüdern Ratisbonne gestiftete Institut zum Unterrichte der zum Christenthum bekehrten Juden. Sie gab dem Kloster den Namen: „Töchter von St. Choumont," und baute eine Kapelle zur Ehre des hl. Joseph. Viele unterstützten sie in ihrem frommen Werke, unter Andern Donna Pepita di Zuniga und Anna Fleuchère, Wittwe des Lords Crose. Esther lebte als eine Heilige und entschlief in hohem Alter, und von der ganzen Gemeinde verehrt, selig im Herrn. — Möge unser Tod dem ihrigen gleichen! —

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

1. Verlust und Wiederfinden

Augsburg 1852
Paed.pr. 1694-7/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760098-8